**Zeitschrift:** Jahresberichte der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich

**Band:** 8 (1907-1908)

**Artikel:** Der Bischof Bartolomé de las Casas, ein Zeitgenosse des Columbus, seine wissenschaftlichen und humanitären Verdienste [Vortrag]

**Autor:** Stoll, Otto

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-82304

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Der
# Bischof Bartolomé de las Casas,
ein
## Zeitgenosse des Columbus,
seine
## **wissenschaftlichen und humanitären Verdienste.**[1])

---

Vortrag von Prof. Dr. Otto Stoll.

---

Hochgeehrte Versammlung!

Sie sind gewöhnt, von dieser Stelle aus Vorträge entgegenzunehmen, welche Sie mitten aus der Ihnen gewohnten Umgebung im Geiste an die eine oder andere, jenseits des Meeres gelegene Stelle der Erde versetzen und Ihnen in Wort und Bild deren Natur und deren menschliche Bewohner vorführen. Da ich nun zur Zeit nicht in der Lage bin, Ihnen mit Ergebnissen eigener und neuer Reisen dienen zu können, möchte ich Sie für heute einladen, sich im Geiste einmal um vier Jahrhunderte zurückzudenken in jene ferne Zeit der grossen Entdeckungen und Eroberungen der Spanier jenseits des Atlantischen Meeres, deren Ausgangspunkt die erste kühne Reise des Columbus vom Jahre 1492 gebildet hatte.

Jene grosse Epoche, die nicht nur für die Emanzipation der geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse von den starren, gewissermassen versteinerten Dogmen des Altertums, sondern auch für die Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse grosser Teile des alten Europa von der nachhaltigsten

---

NB. Die hochstehenden Ziffern [1]) u.s.w. beziehen sich auf die am Schlusse dieses Artikels aufgeführten „Ergänzenden Bemerkungen".

Wirkung war und bis heute geblieben ist, war auch reich an Männern der verschiedensten Lebensstellung und Charakteranlage, denen wir, wie immer wir vom modernen ethischen und völkerrechtlichen Standpunkte aus ihre Tätigkeit und die Art ihres Auftretens in den neuentdeckten Gebieten beurteilen mögen, die Qualitäten hohen Wagemutes und weitsichtiger Geistesgrösse nicht absprechen können.

Eine der markantesten Gestalten nun jener zwar vielfach rauhen und wilden, alles in allem aber doch grossen Zeit war der Mann, dessen Lebenswerk den Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung bilden soll: Bartolomé de las Casas, der von seiner spätern offiziellen Stellung gewöhnlich als Bischof von Chiapa, d. h. der gebirgigen Südwestprovinz der heutigen Republik Mexiko bezeichnet wird.[1])

Wir wollen, bevor wir uns der Würdigung der humanitären und wissenschaftlichen Verdienste dieses in jeder Hinsicht ausserordentlichen Mannes zuwenden, die Hauptmomente seines langen und ereignissreichen Lebens in einer biographischen Notiz vorausschicken.

Über die Jugendzeit von Bartolomé de las Casas ist wenig bekannt. Obwohl kein Dokument es direkt bestätigt, lässt sich aus verschiedenen Umständen berechnen, dass er im Jahre 1474 geboren ist und zwar gibt er selbst an verschiedenen Stellen seiner Werke Sevilla als seine Vaterstadt an, wohin seine Vorfahren schon im 13. Jahrhundert aus Frankreich eingewandert waren. Schon in Frankreich gehörte die Familie de las Casas oder Casaus zum Adel und dieser wurde den Vorfahren des Bartolomé auch in Spanien bestätigt. Wir wissen ferner, dass Bartolomé de las Casas bis zu dem Alter, in dem er zum ersten Mal nach Amerika reiste, d. h. bis zu seinem 28. Lebensjahre, sowohl humanistischen Studien, als dem Studium des weltlichen und kanonischen Rechtes oblag und zwar wahrscheinlich schon in Sevilla, dann aber hauptsächlich in Salamanca. Und gerade dieser letztere Umstand scheint für seine spätere Auffassung des Völkerrechtes bestimmend geworden zu sein, da in Salamanca damals gelehrte Dominikaner die Jurisprudenz im Sinne der Rechtsschule des h. Tomas lehrten. So wurde Las Casas zunächst also Licenciado beider Rechte.

Der Vater Bartolomé's, Don Francisco de Casaus, war schon im Jahre 1493 nach Westindien gegangen, indem er Columbus auf seiner zweiten Reise, die ja bereits ausgesprochen kolonisatorische Ziele verfolgte, begleitet hatte und sich nach damaliger Sitte als Grossgrundbesitzer auf Haití niederliess, um sich auf Kosten und durch die Fronarbeit der ihm zugeteilten Indianer zu bereichern. Nachdem er Vermögen erworben, kehrte er im Jahre 1498 wieder nach Sevilla zurück. Unter seinem mitgebrachten Eigentum befand sich nun auch ein junger Indianer von Haití, den Don Francisco seinem Sohne Bartolomé, der damals noch in Salamanca Jus studierte, als Pagen schenkte. Dies war die erste und für die Folge bedeutungsvolle Gelegenheit für Bartolomé de las Casas, sich mit dem indianischen Charakter und der indianischen Psychologie vertraut zu machen. Allerdings hatte er diese Gelegenheit nicht sehr lange. Denn die Königin Isabella, darüber empört, dass Columbus einen Teil der Indianer, die sie als ihre Vasallen betrachtete, zu Sklaven gemacht hatte, erliess einen Befehl, dass alle Spanier, in deren Besitz sich indianische Sklaven befänden, diese freigeben sollten, um sie in ihre Heimat zurückzubefördern. Bei dieser Gelegenheit verlor also auch Bartolomé de las Casas seinen indianischen Sklaven wieder; es ist aber wahrscheinlich, dass der humane Befehl der Königin ihn späterhin in seinem Urteil über die Berechtigung der Spanier, die Bewohner der neuentdeckten Länder einfach zu Sklaven zu machen, beeinflusst hat.

Diese persönlichen Eindrücke, dann der mehrjährige Verkehr, in welchen Bartolomé nach der Rückkehr seines Vaters nicht nur mit diesem, sondern auch mit andern Westindienfahrern zu treten Gelegenheit hatte, und nicht zum wenigsten auch der vertraute Verkehr mit Columbus selbst und seinen Söhnen hatten Las Casas bereits auf die Wunder der Neuen Welt vorbereitet, die er nun bald, und für eine lange Zeit seines fernern Lebens, mit eigenen Augen schauen sollte. Seine erste, eigene Reise nach Haití fällt erst in das Jahr 1502, also vier Jahre vor dem Tode des Columbus. Las Casas begleitete damals die Expedition des Nicolás de Ovando, der als dritter Gouverneur über Indien nach Haití gesandt wurde, und diese Expedition war die grösste, die bisher nach der Neuen Welt entsandt worden war: 32 grosse

und kleine Schiffe mit über 1500 Auswanderern, viele davon Angehörige des hohen und niedern Adels, die hinauszogen, um jenseits des Meeres die ihnen durch königliche Gnade verliehenen Schenkungen an Land und Leuten anzutreten oder in anderer Weise ihr Glück zu suchen. Mit ihnen zogen auch zum ersten Male zwölf Franziskaner-Mönche hinaus, um die Indianer mit der christlichen Lehre bekannt zu machen. Die Expedition erreichte Haití nicht ohne schwere Havarie infolge heftiger Stürme. Einmal nach Haití gelangt, verlebte nun Las Casas, der vermutlich zunächst den von seinem Vater zurückgelassenen Grundbesitz antrat, die nächsten acht Jahre ganz in der Weise der übrigen Spanier, indem er mit der Fronarbeit der Indianer seine Güter bestellte und auch an einigen Strafexpeditionen zur blutigen Niederwerfung der Indianeraufstände teilnahm, Anlässe, bei denen er reichliche Gelegenheit hatte, als Augenzeuge die grausame und unmenschliche Behandlung der Indianer im Frieden und im Kriege kennen zu lernen.

Nach diesen acht Jahren seines Aufenthaltes, also im Jahre 1510, kamen auch einige Angehörige des Dominikaner-Ordens nach Haití, und eine Predigt des Dominikaners Fray Pedro de Córdoba scheint nun so grossen Eindruck auf Las Casas gemacht zu haben, dass ein Umschwung seiner gesamten Anschauungen über die völkerrechtliche Stellung der Landeseingebornen sich in ihm vorzubereiten begann, ein Umschwung, dessen nächste Folge die war, dass Las Casas sich selbst die Weihen eines Leutpriesters erteilen liess und anfing, den Indianern das Christentum zu predigen. Um diese Zeit hatte der zweite Almirante, Don Diego Colon, der Sohn des Christoph Columbus, die Besiedelung von Cuba ins Werk zu setzen begonnen und zu diesem Zwecke den Diego Velasquez dahin abgesandt. Velasquez berief nun im Jahre 1512 auch Las Casas nach Cuba, wo dieser neuerdings Zeuge der Greuelscenen bei der Behandlung der Indianer wurde, die er nicht zu verhindern vermochte, trotzdem er in dieser Hinsicht tat, was in seinen Kräften stand. Zu dieser Zeit war der Padre Las Casas selbst noch Grundbesitzer, denn der Gouverneur von Cuba, Don Diego Velasquez, hatte ihm und einem andern Spanier, Namens D. Pedro de la Rentería Land, Goldwäschereien und ein grosses Indianerdorf als gemeinsamen Besitz geschenkt,

den sie nun allerdings in viel humanerer Weise bewirtschafteten, als es bei ihren Landsleuten üblich war.

Die Zweifel, welche die Predigten der Dominikaner, die Erinnerungen aus seiner juristischen Studienzeit, sowie das eigene Nachdenken allmälig in der Seele des Las Casas über die Berechtigung der Spanier zu ihrem kolonialen Verfahren hatten entstehen lassen, machten sich nun immer stärker geltend. Sie führten bald dazu, dass er mit der energischen Lebhaftigkeit, welche sein ganzes späteres Handeln auszeichnete, beschloss, seine Überzeugung von der Unrechtmässigkeit der spanischen Kolonisationsmethode öffentlich zu predigen und vor allem seine eigenen Indianer freizugeben. Zu diesem Zwecke war aber die Einwilligung seines Geschäftspartners Pedro de la Rentería notwendig und Las Casas liess diesen, der zu dieser Zeit gerade in Jamaica abwesend war, eilends nach Cuba zurückkommen. Auch Rentería war ein edler und humaner Mann, der wie Las Casas mit Entsetzen Zeuge der Schnelligkeit gewesen war, mit der die Indianer von Haití und Cuba sowohl der unvernünftigen Behandlung seitens ihrer Herren, als den Hungersnöten und Epidemien zum Opfer fielen und auch er war mit dem Gedanken nach Cuba zurückgekehrt, nach Spanien zu reisen und am Hofe über die Misstände in den Kolonien Beschwerde zu führen. Die beiden Associés verständigten sich daher leicht dahin, dass Las Casas nach Spanien reisen und dem König die traurige Lage der Eingeborenen schildern und Abhülfe dagegen erwirken sollte.

Las Casas reiste daher im September 1515 nach Spanien zurück. Er erreichte auf dieser ersten Reise soviel, dass die Königin [2]) und der Kronprinz ihn in einem besondern Erlass zum „Generalprotektor aller Indianer“ (protector universal de todos los indios) mit einem Jahresgehalt von 100 Goldtalern ernannten und mit dem Auftrage nach Westindien zurücksandten, mit Unterstützung der Hieronymiten-Mönche Vorkehrungen zu treffen, damit die Kolonisten künftig für das geistliche und leibliche Wohl der Indianer sorgen sollten. Zuwiderhandelnde sollten mit einer hohen Busse belegt werden. Mit diesem königlichen Auftrage kehrte Las Casas nach Westindien zurück und wollte nun unverweilt die Freilassung der Indianer erzwingen, fand aber nicht nur bei den weltlichen Obrigkeiten der Kolonien sehr

grossen Widerstand, sondern auch die ihm zugewiesenen Bundesgenossen, die Hieronymiten, liessen ihn im Stich, so dass er sich schon im Jahre 1517 im Einverständnis mit den seinen Plänen wohlgesinnten Dominikanern und Franziskanern neuerdings nach Spanien begab, wo mittlerweile der Kronprinz Don Cárlos König geworden war.

Von diesem zweiten Aufenthalt in Spanien wollen wir nur erwähnen, dass unter den Vorschlägen, die Las Casas zur Verbesserung der Lage der Indianer machte, sich auch einer befand, der nachmals der Anlass zu vielfach ungerechter Beurteilung des Philanthropen Las Casas geworden ist. Die Vertreter der Kolonialpartei hatten ihm nämlich gesagt, dass die spanischen Kolonisten bereit wären, ihre Indianer freizulassen, wenn jedem von ihnen erlaubt würde, ein Dutzend Negersklaven nach Westindien zu exportieren, um die Goldwäscherei und die Plantagenarbeit für die Weissen zu betreiben, da diese weder willens noch im Stande wären, die harte Arbeit im tropischen Klima selbst zu verrichten, und Las Casas trat nun auf diesen Gedanken ein. Auf seine Veranlassung liess der König die Beamten der „Contratacion de Sevilla", d. h. der Behörde für den überseeischen Handel, darüber beraten, wie viele Negersklaven für den angegebenen Zweck notwendig wären und diese fanden, dass vorläufig 4000 Sklaven genügen würden. Das Privilegium des Einkaufs und Wiederverkaufs dieser 4000 Negersklaven wurde vom König einem niederländischen Edelmann, de la Bresse, geschenkt, der es für 25,000 Dukaten wieder an genuesische Kaufleute verkaufte. Diese liessen also die 4000 Sklaven nach Westindien bringen und an die dort niedergelassenen Pflanzer verkaufen, wobei sie nach der Berechnung des Las Casas einen Reingewinn von 280,000 bis 300,000 Dukaten machten. Ein so einträgliches Geschäft musste natürlich verlockend auf skrupellose Leute wirken und der Handel mit Negersklaven nach Westindien nahm von dieser Zeit an einen grossen Aufschwung.

Der Gang, den der Vorschlag des Las Casas, die von Natur schwächern Indianer durch die robustern und widerstandsfähigern Neger zu ersetzen, auf diese Weise genommen hat, befriedigte ihn ganz und gar nicht. Nach seiner Meinung hätten die Negersklaven unentgeltlich den Pflanzern unter der Bedingung überlassen werden müssen, dass sie ihre indianischen Sklaven und

Hörigen freiliessen. Statt dessen hatte die Ausfuhr der 4000 Neger lediglich einige genuesische Händler bereichert, das Los der Indianer aber keineswegs gemildert. Las Casas sah daher zu seinem Schmerze bald ein, dass sein Vorschlag ein Irrtum gewesen war und mit dem Freimut, der ihn in allen seinen Äusserungen kennzeichnet, bereut und beklagt er seinen Vorschlag bitter, namentlich, da es ihm bewusst war, dass die Sklaverei der Neger ganz ebenso auf willkürlicher Ungerechtigkeit beruhte, wie die der Indianer. „Diesen Rat", sagt Las Casas selbst[3]), „die Erlaubnis zur Einfuhr von Negersklaven in diese Länder zu erteilen, gab zuerst der Padre Las Casas, da er nicht beachtete, dass die Portugiesen die Neger nur auf Grund von Ungerechtigkeit einfangen und zu Sklaven machen. Später, als ihm dies klar geworden, hätte er diesen Rat nicht um die ganze Welt wieder gegeben, denn er war stets der Meinung, dass sie (d. h. die Neger) nur ungerechter- und tyrannischerweise zu Sklaven gemacht würden, da für die Neger ganz dieselben Gründe gelten, wie für die Indianer."

Man hat in ungenügender Würdigung der ganzen damaligen Sachlage Las Casas für die Einführung der Negersklaverei überhaupt in Amerika verantwortlich machen wollen und ihm vorgeworfen, dass er mit seinem Vorschlage in einseitiger Parteinahme für die Bevölkerung Amerikas das Übel der Sklaverei, das er dieser abnehmen wollte, einfach den Afrikanern aufgehalst habe. Dieser Vorwurf ist indessen fast völlig ungerechtfertigt. Denn erstlich ist es historisch leicht nachzuweisen, dass der Sklavenhandel von den Portugiesen an der Guinea-Küste schon dezennienlang in schwunghafter Weise betrieben worden war, bevor Las Casas mit seinem Vorschlag hervortrat. Gerade der Umstand, dass die Sklavenjagden und der Handel mit Guinea-Negern damals bereits existierte, bildete den Ausganspunkt für den Vorschlag des Padre Las Casas. Es ist ferner wichtig hervorzuheben, dass jahrelang zuvor, mindestens seit dem Jahre 1501, also 16 Jahre vor dem Vorschlage von Las Casas, Negersklaven speziell für die Arbeit in den Goldwäschereien nach Haití gebracht worden waren. Auf Grund der mit ihnen gemachten Erfahrungen hatte sich auch bei den Kolonisten die Ansicht gebildet, dass ein Neger die Arbeit von vier Indianern zu verrichten und dabei wohl zu

gedeihen im Stande sei[4]). Den Anlass zum Negerimport nach Amerika hatte die Rohrzuckerindustrie gegeben. Nach der Angabe des Herrera[5]) war vor der Entdeckung Westindiens das Zuckerrohr nur in Valencia und später in Granada kultiviert worden, von wo es zunächst nach den Canarischen Inseln gelangte, um dann von diesen nach Westindien verpflanzt zu werden. Da sich nun die Neger als besonders brauchbar für die schwere und ungesunde Arbeit in den Zuckerrohrfeldern und den Trapiches (Zuckermühlen) erwiesen, waren sie eben in Westindien eingeführt worden, bevor Las Casas mit seinem Vorschlag auftrat.

Aber auch abgesehen davon, dass das von Las Casas vorgeschlagene Auskunftsmittel nur eine Weiterführung und Ausdehnung einer bereits vorhandenen kolonialwirtschaftlichen Massnahme, und nicht etwas völlig Neues bedeutete, hatte Las Casas noch die Erfahrungstatsache für sich, dass die Neger selbst in der harten westindischen Sklaverei sich lebens- und fortpflanzungsfähig erwiesen, während die indianische Bevölkerung sämtlicher Grossen Antillen schon nach wenigen Jahrzehnten völlig untergegangen war, trotzdem nach allen Küsten von Central- und Südamerika Sklavenjagden veranstaltet wurden, um das jeweilen abgehende Material an indianischen Arbeitern durch neuen Zuzug vom Festlande her zu ersetzen. Die Neger dagegen gediehen in Westindien wenigstens relativ so gut, dass der Cynismus der spanischen Kolonisten behauptete, ein Neger sei gar nicht umzubringen, wenn man ihn nicht direkt hängte. Im Jahre 1520, also bloss drei Jahre nach dem Vorschlag des Las Casas, war die Zahl der Neger auf Haití und Puertorico bereits so gross, dass die Kolonisten sich vor Negeraufständen zu fürchten begannen, die denn ja auch späterhin häufig genug aufgetreten sind. Und tatsächlich ist ja auch heute fast ganz Westindien gewissermassen zu einer Domäne der Neger und Negermischlinge geworden, denen gegenüber sich auf den meisten Inseln die Weissen in der Minderzahl befinden, während von den ursprünglichen Bewohnern, den Indianern, auf den Grossen und Kleinen Antillen nirgends mehr Reste vorhanden sind.

Wenn also der Vorschlag des Padre Las Casas nur nach praktischen Gesichtspunkten, und nicht nach ethischen und naturrechtlichen Normen zu beurteilen wäre, so würde demselben eine

materielle Begründung keineswegs abzusprechen sein. Aber wie gesagt, Las Casas selbst bereute nachmals bitter, seinen Vorschlag je gemacht zu haben.

Ungefähr in diese Zeit (1519—1520) fällt ein anderes, von ihm entworfenes Projekt, das so recht den selbst vor offenbaren Utopien nicht zurückschreckenden Enthusiasmus seiner philanthropischen Bestrebungen zeigt. Um nämlich die Interessen der zu jener Zeit sehr stark in Anspruch genommenen Staatskasse mit einer menschenwürdigen Behandlung der Indianer verbinden zu können, wollte er fünfzig vermögliche, den Indianern wohlgesinnte Leute in Spanien aussuchen, von denen jeder sich mit 200 Dukaten an der Unternehmung beteiligen sollte. Diese sollte darin bestehen, eine Strecke von 1000 Leguas an der Nordküste von Südamerika, von der Umgebung des Golfes von Paria westwärts, ohne Waffengewalt und doch in einer für die Teilnehmer sowohl, als für den Fiskus lukrativen Weise zu kolonisieren. Für diese Landcession offerierte Las Casas dem Fiskus 15,000 Dukaten während der ersten drei Jahre, also 5000 Dukaten pro Jahr; nach Ablauf des dritten Jahres bis und mit dem sechsten Jahre sollte der Fiskus alljährlich 15,000 Dukaten erhalten; vom 7. bis 10. Jahre 30,000 Dukaten und vom 11. Jahre an 60,000 Dukaten pro Jahr. Als Gegenleistung verlangte er für seine 50 Gefährten ausser dieser, landeinwärts unbegrenzten, Cession von 1000 Leguas Küste den zwölften Teil der königlichen Einkünfte, sobald diese den Jahresbetrag von 15,000 Dukaten erreicht hätten. Ferner sollten seine fünfzig Gefährten zu Rittern mit dem goldenen Sporen geschlagen werden, und ausserdem zum Unterschied von den übrigen spanischen Kolonisten, welche den Indianern nur Schaden zugefügt hatten, weisse Gewänder mit einem roten Kreuz auf der Brust als Tracht erhalten, ähnlich der Tracht der Ritter vom Calatrava-Orden, aber reicher verziert.

Wir wollen nicht auf die monatelangen Verhandlungen eintreten, die Las Casas mit allen möglichen weltlichen und namentlich auch geistlichen Instanzen zu führen hatte, bevor er der Verwirklichung seines Unternehmens näher kam. Durch seinen Freimut in der Kritik kolonialer Verhältnisse und durch die leidenschaftliche Schlagfertigkeit seiner Rede machte er sich eine ganze Reihe einflussreicher Leute, u. a. mehrere Bischöfe, dann

den nachmaligen Hofchronisten Oviedo zu Gegnern, teilweise sogar zu unversöhnlichen und bittern Feinden. Anderseits aber hatte er auch warme Freunde, so die niederländischen Ritter am Hofe des Königs Karl, der grade in dieser Zeit als Karl V. zum Kaiser gekrönt wurde. So zuerst auch den Admiral von Indien, D. Diego Colon, der dann allerdings von seinem Bruder Fernando, dem Biographen des Entdeckers, darauf aufmerksam gemacht wurde, dass er gemäss den von den spanischen Königen mit dem Vater Columbus abgeschlossenen Verträgen das Hoheitsrecht über die von Las Casas in Aussicht genommene Küstenstrecke zu beanspruchen habe. Da Las Casas sich nicht herbeilassen wollte, dieses Hoheitsrecht anzuerkennen, so verlor er in D. Diego Colon wiederum einen einflussreichen Beförderer seiner Pläne. Trotzdem gelang es ihm, von Kaiser Karl V., den er nach Schluss der Cortes von Barcelona im Jahre 1520 auf langer und beschwerlicher Reise durch Aragon und Castilien nach La Coruña begleitet hatte, die Bestätigung eines seinen Projekten entsprechenden Vertrages zu erlangen. Er schritt nun unverweilt zu deren Verwirklichung, indem er eine Menge von Tauschartikeln für den Handel mit den Indianern zusammenkaufte und eine Anzahl einfacher Landleute anwarb, die einstweilen die Stelle der 50 Kolonisten mit den weissen Gewändern des Calatrava-Ordens einnehmen sollten. So ausgerüstet kehrte Las Casas im Herbst 1520 nach der Neuen Welt zurück.

Seine Landcession umfasste das Gebiet vom Golf von Paria im Osten bis Santa Marta im Westen, also den grössten Teil der Nordküste von Südamerika. Es war nicht mehr ganz unbesiedelt, denn die Dominikaner hatten im Gebiete der Indianer von Chiribichí und Maracapána, also im Küstenstrich der heutigen Stadt Cumaná bereits eine Mission zur Bekehrung der dortigen karaibischen Stämme gegründet. Nun hatten aber die Spanier auf der kleinen, wasserlosen Insel Cubagua, einem nordwärts von Cumaná der Landzunge von Araya vorgelagerten Küsteneiland, eine schwungvoll betriebene Perlenfischerei eingerichtet, zu deren Betrieb sie die nötigen indianischen Taucher durch Sklavenfang an der Festlandküste gewannen.

Die Taucherarbeit auf Perlmuscheln, zu der die nach Cubagua gebrachten Indianer mit unglaublicher Brutalität[5]) gezwungen

wurden, tötete sie noch viel rascher als selbst die Arbeit in den Goldwäschereien auf Haití und machte daher fortwährend neuen Ersatz nötig. Bei einer dieser Sklavenjagden wurde nun auch das Gebiet heimgesucht, in dem die Dominikaner seit fünf Jahren ihr friedliches Missionswerk ausgeübt hatten und dies führte dazu, dass die erbitterten Indianer die Mönche überfielen, um sich für die von deren Landsleuten verübte Unbill zu rächen. Dies war gerade geschehen, während Las Casas sich auf der Rückreise nach Westindien befand und er erhielt die Nachricht von dieser, seinen friedlichen Kolonisationsplänen ausserordentlich ungünstigen Katastrophe, als er wieder auf Puertorico anlangte. Die spanische Kolonialregierung, d. h. die Audiencia Real in Santo Domingo, plante nun eine Strafexpedition gegen die Indianer von Chiribichí und Maracapána, aber Las Casas fuhr selbst nach Haití, um diesen Strafzug unter Hinweis auf seine Landcession zu hintertreiben. Er fand jedoch, da er sich sowohl den Kolonisten, als den Organen der Kolonialregierung durch seine leidenschaftlichen Bemühungen für die Befreiung der Indianer sehr verhasst gemacht hatte, teils offenen teils geheimen Widerstand. Sogar das Schiff, das er selbst für 500 Goldtaler gekauft und ausgerüstet hatte, um damit sein Friedenswerk an der Nordküste von Südamerika zu beginnen, wurde ihm unter einem nichtigen Vorwande ruiniert. Voll Schmerz und Ingrimm musste Las Casas es geschehen lassen, dass die Strafexpedition doch abging und er sah später selbst in Santo Domingo die Indianer, welche die Expedition gefangen als Sklaven nach Haití zurücksandte.

Gegen diese Gewalttaten protestierte nun Las Casas wiederum auf's heftigste bei der Kolonialbehörde und drohte, nach Spanien zurückzukehren, um sich beim König über die Verwaltungsorgane der Kolonien zu beschweren und deren Bestrafung zu verlangen. Durch diese Drohung bewirkte er, dass die Kolonialbeamten, die wussten, in welch' hohem Ansehen er am Hofe stand und die auch genügende Beweise für seine Unerschrockenkeit und Energie hatten und fürchten mussten, dass er seine Drohung ausführen würde, nun mit ihm zu paktieren begannen. Es wurde daher die Gründung einer Gesellschaft beschlossen, die wir heute als „Aktiengesellschaft m. b. H.“ bezeichnen würden. Die Zahl der Aktien oder Anteilscheine sollte 24 betragen und

jeder Inhaber eines Anteilscheines sollte zu gleichen Teilen an den Kosten und am Gewinne Anteil haben, welche die Durchführung des Besiedlungsprojektes des Padre Casas im Gefolge hätte; 6 Anteilscheine sollte der König übernehmen, 6 sollten auf Las Casas und seine fünfzig Ritter vom goldenen Sporn fallen, 3 auf den Almirante von Indien, während von den noch verbleibenden Anteilscheinen die verschiedenen Kolonialbeamten je einen übernehmen sollten.

Da Las Casas einsah, dass er auf andere Weise nicht zum Ziele käme, stimmte er dieser Modifikation seines ursprünglichen Projektes zu und dieses wurde nun unverzüglich ins Werk gesetzt: Im Jahre 1521 fuhr Las Casas selbst mit seinen Begleitern nach der Festlandküste von Cumaná, wo die Franziskaner bereits eine Mission gegründet hatten und ihn nun mit offenen Armen aufnahmen. Er war von Santo Domingo über Puertorico gefahren, um dort die von ihm aus Spanien mitgebrachten einfachen Landleute abzuholen, mit denen er seine friedliche Kolonisation zu beginnen gedachte und die er einstweilen im Dienste von Kolonisten auf Puertorico zurückgelassen hatte, während er nach Haití gegangen war. Er erlebte aber die schmerzliche Enttäuschung, dass auch diese ursprünglich einfachen und harmlosen Leute sich von dem allgemeinen Kolonialfieber hatten anstecken lassen und im Gefolge von grössern Unternehmern auf Sklavenraub ausgezogen waren.

Aber auch in Cumaná wartete seiner ein schwerer Fehlschlag seiner Hoffnungen. Auch in diese Gegend waren die Spanier von Cubagua gekommen, um Wasser zu holen und Sklaven und Lebensmittel zu rauben. Wenn sie sich darauf einliessen, Gold von den Indianern einzutauschen, so bezahlten sie es mit Wein und Branntwein, deren Missbrauch die Indianer zu wüsten Excessen verführte. Um diesen Unfug abzustellen, fuhr Las Casas selbst nach Cubagua hinüber, aber vergeblich, und nun entschloss er sich auf den Rat und die dringenden Bitten der Franziskaner von Cumaná, neuerdings die Reise nach Spanien anzutreten, um persönlich am Hofe Beschwerde zu führen. Mit schwerem Herzen verliess er die Mission von Cumaná und blos vierzehn Tage nach seiner Abreise überfielen die Indianer auch diese Mission, steckten sie in Brand und töteten alle Weissen, denen es nicht gelungen war, auf Booten zu entkommen.

Die Zerstörung der Mission von Cumaná und die Ermordung der Mönche und der übrigen Spanier bedeuteten für Las Casas, wie er selbst einsah, das vollständige Misslingen seines Kolonisationsprojektes. Er selbst erblickte darin eine Strafe Gottes dafür, dass er seinem ursprünglichen Plane nicht treu geblieben war, sondern sich, durch die Umstände gezwungen, zur Teilnahme an einem merkantilen Unternehmen hatte bestimmen lassen, wie es die erwähnte Aktiengesellschaft ihrem Wesen nach gewesen war. Auch aus seiner projektierten Reise nach Spanien wurde es vorläufig nichts; es fehlten ihm die Mittel dazu und er musste sich begnügen, in einem langen Schreiben an den Kaiser diesem den Misserfolg seiner Pläne und dessen Ursachen zu schildern. Noch jahrelang quälte sich Las Casas mit dem Gedanken, dass es ihm mit Hülfe des Kaisers und der seinen Bestrebungen wohlgesinnten niederländischen Ritter, sowie des Papstes gelungen wäre, sein Ziel, die Befreiung der Indianer, zu erreichen, wenn er es geschickter angefangen hätte.

Während Las Casas in Santo Domingo die Antwort des Kaisers auf sein Schreiben erwartete, bildeten die Dominikaner, die seine Ansichten teilten, seinen hauptsächlichsten Umgang, wie er denn auch schon früher in den Klöstern dieses Ordens Zuflucht vor den Verfolgungen seiner Widersacher gesucht und gefunden hatte. Es war daher gewissermassen natürlich, dass das geistige Band, das ihn speziell mit den Dominikanern verband, immer enger wurde. Etwa im Jahre 1530 trat er endgültig in den Orden ein und wurde also aus einem Weltgeistlichen, der er bisher gewesen war, ein Ordensgeistlicher und erlangte sogar die Stellung eines Priors im Dominikanerkloster zu Santo Domingo. Als Angehöriger eines Ordens, der stets die Freiheit der Indianer verteidigt hatte, hielt er sich nun noch mehr als bisher verpflichtet, mit aller Energie für seine indianischen Schützlinge einzutreten. Den nächsten Anlass hiezu bot die Eroberung Perú's durch Diego de Almagro und Francisco Pizarro. Sobald diese bekannt geworden war, reiste Las Casas (1530) wiederum nach Spanien und erlangte ein königliches Patent, in welchem den Eroberern Perú's und ihren Unterführern aufs strengste anbefohlen wurde, den Eingebornen Perú's die Freiheit zu belassen und sie als freie Vasallen der spanischen Krone zu behandeln.

Mit diesem königlichen Erlass kehrte Las Casas nach Haití zurück, ging dann nach Mexico und reiste von hier im Jahre 1532 in Begleitung zweier anderer Dominikaner nach Guatemala und Nicaragua, um von da aus auf dem Seewege nach Perú zu gehen, wo er den Eroberern den königlichen Erlass einhändigte und von ihnen das Versprechen erhielt, dass ihm nachgelebt werden sollte, was freilich später nicht der Fall war. Da die Zustände in Perú der Gründung von Missionen damals noch nicht günstig waren, kehrte Las Casas mit seinen Begleitern über Panamá nach Nicaragua zurück, wo er mit Hülfe anderer Dominikaner das Ordenshaus in Leon gründete. Von Nicaragua beriefen ihn die Civilbehödren von Santo Domingo wieder nach Haití, wohin er sich nun über Honduras begab und wo ihm die Aufgabe übertragen wurde, einen aufständischen Häuptling, der in der Kolonialgeschichte unter dem Namen „Enriquillo" bekannt ist und der jahrelang den spanischen Waffen erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, durch gütliche Überredung zur Unterwerfung zu bringen. Mit einem einzigen Begleiter, dem Dominikaner Pedro de Angulo, suchte Las Casas den indianischen Häuptling in der Bergwildnis des innern Haití auf und es gelang ihm, indem er im Namen des Kaisers dem Häuptling selbst und seinen Untergebenen die Schonung des Lebens, der Freiheit und des Eigentums zusicherte, die Unterwerfung der aufständischen Indianer zu bewirken. Die spanischen Behörden hatten vor diesem tapfern indianischen Heerführer, dessen sie in jahrelangem Kriege nicht hatten habhaft werden können, so grossen Respekt bekommen, dass die ihm von Las Casas gegebenen Versprechungen pünktlich und gewissenhaft eingehalten wurden, ein in der ganzen spanisch-amerikanischen Eroberungsgeschichte ganz ausserordentlich seltener Fall.

Nach Erledigung dieser Aufgabe glaubte Las Casas nun auf Haití nicht mehr notwendig zu sein und rüstete sich zu einer neuen Reise nach Perú, welche die Einrichtung von Missionen in diesem Lande bezwecken sollte. Unterwegs, in Leon in Nicaragua, erhielt aber Las Casas Bericht vom Bischof von Guatemala, D. Francisco Marroquin, dass er und seine Begleiter lieber nach Guatemala kommen sollten, wo ein grosser Mangel an Missionären wäre. So reiste La Casas im Jahre 1535 nach Santiago de los

Caballeros, der ersten, von den Spaniern in Guatemala gegründeten, zwischen den Vulkanen Agua und Fuego gelegenen Stadt[6]), wo er sich nun zunächst damit beschäftigte, eines der wichtigsten indianischen Idiome dieses sprachenreichen Landes, das Qu'iché[7]), zu erlernen, um mit dessen Hülfe die Indianer zu bekehren. Zu dieser Zeit war Las Casas bereits 62 Jahre alt und in diese Periode (1536) fällt nun auch eine seiner merkwürdigsten Unternehmungen, diejenige, die seinen Namen in der allgemeinen Geschichte am bekanntesten gemacht hat und deren Andenken noch in der Benennung der Departemente der „Alta" und „Baja Verapaz" in Guatemala selbst weiterlebt.

Zu jener Zeit hatten die Spanier erst den Westen von Guatemala unterworfen, d. h. die pazifische Küstenniederung und die weiten offenen Hochtäler des innern Landes mit ihrem scharfen jahreszeitlichen Wechsel von sommerlicher Regen- und winterlicher Trockenzeit. Der Osten und Nordosten des Landes dagegen, ein vielfach gebrochenes, von tiefeingeschnittenen Flüssen durchzogenes und grösstenteils von dichten Hochwäldern bedecktes Gebiet mit z. T. ausserordentlich starken, fast das ganze Jahr über fallenden Regen und einer zerstreut lebenden, sehr kriegerischen Bevölkerung war noch unabhängig und seinen Bewohnern war es nach der Überlieferung dreimal gelungen, die bewaffnete Invasion der Spanier siegreich zurückzuschlagen. Dieses Gebiet bezeichneten die Spanier daher damals kurzweg als „Kriegsland" (Tierra de guerra) oder mit dem aztekischen Namen Tuzulutlan oder Teçulutlan[8]). Las Casas hatte auch in Guatemala von seiner Überzeugung, die Indianer auf dem Wege friedlicher Überredung und der Bekehrung zum Christentum zur Unterwerfung unter die spanische Herrschaft bringen zu können, kein Hehl gemacht, war aber von den Kolonisten, wie fast immer, nur verspottet worden. Diese schlugen ihm nun vor, die Durchführbarkeit seiner Grundsätze einmal an diesem „Kriegslande" im Nordosten von Guatemala zu erproben. Las Casas ging auch sofort auf diese Idee ein und schloss mit dem damaligen Gouverneur der Provinz Guatemala, D. Alonso Maldonado, einen schriftlichen Vertrag, wonach Maldonado sich verpflichtete, während fünf Jahren keinem Spanier ausser Las Casas und seinen Dominikanern das Betreten jener Gebiete von Tezulutlan zu gestatten. Las Casas seinerseits verpflichtete sich,

in dieser Zeit die Indianer dahin zu bringen, dass sie regelmässige Tribute an Gold, Baumwolle, Mais und andern Landesprodukten, je nach der Gegend, an die spanische Krone entrichten würden.

Die Dominikaner begannen ihr Werk zunächst damit, dass sie die biblische Schöpfungssage und die Erzählungen der Wunder Christi in der Qu'iché-Sprache in eine Art von Gedicht brachten. Dieses mussten nun vier bereits bekehrte Qu'iché-Indianer, welche regelmässige Handelsreisen in das Gebiet von Tezulutlan zu machen pflegten, auswendig lernen und wurden alsdann, wohl versehen mit Scheeren, Schellen, Glasperlen und andern spanischen Erzeugnissen, in das Gebiet des Häuptlings von Sacapulas, einer an die Provinz Tezulutlan westlich angrenzenden Gegend abgesandt. Dort deklamierten die vier indianischen Händler zum Klange der altindianischen Musikinstrumente die ihnen von den Dominikanern beigebrachten Wundergeschichten und machten dadurch den Häuptling von Sacapulas so neugierig, dass er seinen Bruder mit ihnen in die Stadt der Spanier zurücksandte, um näheres über diese zu erkunden. Glücklich über diesen ersten Erfolg nahmen die Dominikaner den Bruder des Häuptlings und sein Gefolge nicht nur gut auf, sondern wurden auch rätig, vorläufig einen der Ihrigen, den Padre Luis Cáncer, mit den Indianern nach Sacapulas zurückzusenden und durch ihn, da er der Qu'iché-Sprache mächtig war, die Mission in die Wege zu leiten. Cáncer begann nun den Indianern von Sacapulas regelrecht zu predigen und eines seiner ersten Taufkinder war der Häuptling selbst, der eigenhändig die Bildnisse seiner alten Götter zerschlug und nun auch seinerseits eifrig an der Bekehrung seiner Untertanen mitzuarbeiten begann. Alsdann kehrte Cáncer zunächst nach der spanischen Hauptstadt Santiago de los Caballeros zurück, wo er voller Freude empfangen wurde und da die Jahreszeit günstig war, beschloss Las Casas, begleitet von seinem alten Freund und Reisegefährten Pedro de Angulo, selbst in das Gebiet von Tezulutlan vorzudringen. Beide wurden vom Caziken von Sacapulas aufs beste aufgenommen und Las Casas suchte diesen nun zu überreden, die Indianer, die in jener Gegend zerstreut in einzelnen Gehöften im Gebirge und in den Waldungen lebten, in grössern Ortschaften zu sammeln, um die Bekehrung und Verwaltung derselben zu erleichtern. Das war zwar beim damaligen Zustande

jener Gegenden eine schwierige Aufgabe, aber die Missionäre brachten es doch dahin, dass eine grössere Ortschaft von etwa 100 Hütten angelegt wurde, die nach der dortigen Örtlichkeit den Namen Rabinal erhielt. Heute ist Rabinal ein ziemlich grosses Qu'iché-Dorf, das auch in neuerer Zeit ein gewisses Interesse beanspruchen darf, da dort der französische Abbé Brasseur von Bourbourg, der eigentliche Begründer der centralamerikanischen Linguistik und Folkloristik, zwei Jahre lang als Geistlicher unter den Indianern lebte [9]).

Die Ortschaften Sacapulas und Rabinal lagen aber noch nicht in der eigentlichen „Tierra de guerra", sondern blos an deren südwestlicher Peripherie, noch im Gebiete der Qu'iché-Indianer, während das „Kriegsland" im engern Sinne von den Stammgebieten der Pokonchí-, Kekchí- und Chol[10])-Indianer gebildet wurde. Aber die Kunde von der Tätigkeit der Missionäre war auch zu diesen Stämmen gedrungen und namentlich von den Kekchí-Indianern von Coban, damals einem der wildesten Stämme der Tierra de guerra, kamen stets viele aus ihren Wäldern und Bergen nach Rabinal heraus, um als neugierige Zuschauer dem neuen Gottesdienste beizuwohnen. Bei diesem Anblick konnte Las Casas seine Ungeduld, auch diese wilden Indianer zu bekehren, nicht länger bezähmen, sondern drang selbst bis nach Coban, dem Hauptort der Kekchís, vor, wobei ihm allerdings Don Juan, der neugetaufte Häuptling von Sacapulas, eine Begleitung von 60 seiner Leute mitgab, die er für Leib und Leben des Padre Casas verantwortlich machte. Alles lief aber gut ab.

Heute ist Coban der kommerzielle Mittelpunkt jener gesamten Landschaften geworden und die Nachkommen jener wilden Stämme des „Kriegslandes" sind, obwohl sie auch heute noch nach vielen Tausenden zählen und immer noch ihre alten Sprachen reden, in gewöhnlichen Zeiten friedliche Plantagenarbeiter im Dienste der Weissen und Mischlinge geworden. Nur selten, wenn sie die ihnen von Seiten ihrer Arbeitgeber zu Teil werdende Behandlung als Härte und Ungerechtigkeit empfinden, regt sich noch der alte kriegerische Geist in gelegentlichen Gewalttaten und selbst Aufstandsversuchen.

Zu der Zeit, als sich das Vordringen der Dominikaner im „Kriegslande" abspielte, war auch die berühmte Bulle des Papstes

Paul III. nach der Neuen Welt gekommen, in welcher nun von der höchsten Autorität der Christenheit jener Zeit die Indianer als vernunftbegabte, der Bekehrung zum Christentum fähige und würdige Geschöpfe anerkannt wurden, die also nicht bloss suae mentis, sondern auch sui juris wären und demgemäss behandelt werden sollten. Diese Bulle des Papstes stimmte so sehr mit den Anschauungen des Padre Casas überein, dass er sich beeilte, sie aus dem Lateinischen ins Spanische zu übersetzen und den weltlichen Behörden von Guatemala zu übermitteln.

Der Erfolg der Mission in der „Tierra de guerra" hatte Las Casas und seinen Begleiter, den Padre de Ladrada, so sehr ermutigt, dass sie in Coban zu bleiben und ihr Bekehrungswerk fortzusetzen beschlossen [11]). Sie wurden aber nach Santiago de los Caballeros zurückberufen und da es dem Bischof wünschenswert erschien, dass eine grössere Anzahl von Missionären des Dominikaner- und Franziskaner-Ordens ins Land kämen, wurde Las Casas im Jahre 1539 von seinem geistlichen Obern nach Spanien zurückgesandt, um mit dem Hofe in dieser Angelegenheit zu verhandeln.

Diese Reise, die vierte, die Las Casas im Dienste seiner menschenfreundlichen Ideen nach Spanien unternahm, ist wahrscheinlich die wichtigste gewesen, denn während dieses Aufenthaltes in Spanien wurden auf Veranlassung des Padre Casas die „Nuevas Leyes" d. h. die „Neuen Gesetze" vom Kaiser erlassen, die eine ungeheure Aufregung in allen damals von den Spaniern occupierten Gebieten, von Perú bis nach Mexiko hinauf, hervorriefen. Nach diesen „Neuen Gesetzen" sollte künftig kein Indianer mehr unter irgendwelchem Vorwande zum Sklaven gemacht werden dürfen, nicht einmal im Kriege. Alle Kolonisten, die sich nicht über den, durch königlichen Rechtstitel legitimierten Besitz indianischer Sklaven ausweisen könnten, sollten gehalten sein, diese freizulassen. Ebenso sollten die höhern Kolonialbeamten nicht mehr die Befugnis haben, Indianer als Hörige zu Lehen zu geben, sondern die Indianer sollten ausschliesslich der spanischen Krone als Vasallen unterstehen und zu keiner Arbeit gegen ihren Willen gezwungen werden können.

Auf diesen Dingen aber, der direkten Sklaverei und dem Hörigen- oder Fronarbeiter-Verhältnis der sogenannten „Enco-

miendas“ oder „Repartimientos“ beruhte das ganze damalige koloniale Wirtschaftssystem der Spanier, das nun durch die „Nuevas Leyes“, die zwar in Valladolid erlassen, aber aus Barcelona (November 1542) datiert waren, aufs schwerste erschüttert wurde.

Zu dieser Zeit wurde Las Casas durch kaiserlichen Erlass auch zum Bischof von Cuzco ernannt, eine Würde, die er zwar ablehnte. Aber bald nachher sah er sich auf den Wunsch des Kardinals D. García de Loaisa, der ihn auch für das Bischofstum Cuzco vorgeschlagen hatte, veranlasst, den durch den Tod des ersten Inhabers erledigten bischöflichen Stuhl von Chiapa anzunehmen. Nachdem er im Jahre 1544 in Sevilla die bischöflichen Weihen empfangen, schickte er sich zu einer neuen Reise nach der Neuen Welt an, um sein Bischofstum anzutreten.

Mittlerweile aber hatten dort die „Nuevas Leyes“ ihre vorauszusehende Wirkung bereits getan. Überall, wohin Las Casas nach seiner Überfahrt kam, wurde er, sobald er sich ausserhalb der Klostermauern seines Ordens zeigte, von den Civilbehörden der Kolonien und von der Bürgerschaft mit der grössten und leidenschaftlichsten Erbitterung empfangen, da diese in ihm den intellektuellen Urheber der „Neuen Gesetze“ erblickten, deren Durchführung ihre und ihrer Familien materielle Existenz bedrohte. Wie die Verkündung der „Nuevas Leyes“ in den Kolonien wirkte, mögen Sie aus einer Beschwerdeschrift [12]) ersehen, welche die Bürgerschaft von Guatemala im Jahre 1543 an den Kaiser richtete und die mit folgenden Worten beginnt:

Heilige, Kaiserliche, Katholische Majestät!

„Wir, Eurer Majestät allertreuste Vasallen und Bürger von Guatemala küssen E. M. Füsse und Hände in Erwiderung gewisser Nachrichten, die in diese Provinz gelangt sind und welche, wie es heisst, Eure Majestät zu verkünden und zu befolgen anbefohlen hat. Wir erklären, dass wir, obgleich wir an diese Nachrichten nicht glauben können, da wir Eure königliche Unterschrift noch nicht gesehen haben, darüber doch so bestürzt und entrüstet sind, wie wenn man uns den Befehl überschickt hätte, uns die Köpfe abschlagen zu lassen.“

„Katholischer Kaiser! Durch die erwähnten Nachrichten wird dargetan, dass wir die Hoffnung verlieren, dass unsere Kinder der Gnaden teilhaftig werden sollen, deren wir, ihre Väter, gegenwärtig im Namen Eurer Majestät teilhaftig sind. Bestürzt und von Sinnen sind wir darüber, denn wir können nicht einsehen, dass unsere Missetaten so schwer sein sollen, um ein so hartes Urteil zu verdienen.“

. . . . . .

„Wie man uns berichtet, ist der Anstifter eines so grausamen Erlasses ein gewisser Fray Bartolomé de las Casas gewesen. Wir verwundern uns sehr darüber, unbesiegter Kaiser, dass Euer so alte Besitz, der von Eueren Vorfahren erworben, von so vielen Händen geäufnet und von so vielen klugen, einsichtigen, gelehrten und wohlgesinnten Leuten gutgeheissen wurde, nun von einem ungelehrten unheiligen, neidischen, eitlen, leidenschaftlichen und von Habsucht nicht freien Pfaffen über den Haufen geworfen werden soll. All' das Gesagte kann klar bewiesen werden: nirgends in all diesen indischenLändereien ist dieser skandalöse Mensch gewesen, wo man ihn nicht hinausgeworfen hätte; in keinem Kloster kann man ihn ertragen und auch er ist nicht dazu geschaffen, irgendjemandem zu gehorchen und deshalb kann er auch nirgends bleiben. Wir sagen das nicht, um Übles von ihm zu reden, aber wenn wir etwa auf den Wunsch Eurer Majestät seine wahren Verdienste schildern sollten, so können wir über sein skandalöses und unruhiges Treiben überreichliches Material liefern.“

. . . . . .

„Weshalb war es uns denn von E. M. ausdrücklich anbefohlen, uns zu verheiraten? Verheiratet und mit Kindern beschwert, was bleibt uns, wenn diese Befehle, von denen man uns berichtet, ausgeführt werden, anderes übrig, als dass Viele von uns in Verzweiflung über den Mangel an Nachsicht und Mitleid sterben, und dass die Söhne, die wir hinterlassen, betteln gehen und die Töchter der Schande anheimfallen! Soviel Unglück in einem Lande, das

ihre Väter eroberten? Und das Schlimmste ist, dass dieses Land niemals weder mit Christen bevölkert, noch durch den christlichen Glauben und gute Sitten civilisiert werden wird."

In diesem Tone geht es in dem Schriftstück weiter und auch der Kaiser selbst wird so ziemlich wie ein Schuljunge behandelt und abgekanzelt. Eine ähnliche Eingabe an den Kaiser machten auch die spanischen Kolonisten von Nicaragua und es macht dem Geiste der spanischen Fürsten jener Zeit, von Isabella bis auf Philipp II., alle Ehre, dass sie sich durch derartige Invektiven gegen Las Casas nicht beirren liessen, sondern fortfuhren, in seinem Sinne humane Vorschriften für die Kolonien zu erlassen.

Nur auf Haití, wo Las Casas bei seiner Ankunft aus Spanien zuerst ebenfalls feindselig empfangen worden war, schlug die Stimmung der Bürgerschaft wieder zu seinen Gunsten um, so dass er zu Ende des Jahres 1544 die beschwerliche Reise nach seiner Diöcese Chiapa antreten konnte. Dort bewirkte seine Ankunft einen hellen Aufruhr nicht nur unter den Bürgern, sondern selbst unter einem Teile der Geistlichkeit, um so mehr, als Las Casas in gewohnter Weise sofort aufs leidenschaftlichste gegen die kolonialen Missbräuche zu predigen begann und die Freilassung der Indianer verlangte. In der Hauptstadt Ciudad Real wurde der Aufruhr so gross, dass Las Casas selbst in direkte Lebensgefahr geriet und sein einziger Diener, ein Neger, beinahe totgeschlagen wurde.

Wir wollen nun die weitern Fahrten des Bischofs von Chiapa nicht mehr eingehend verfolgen; es kam so weit, dass die Dominikaner und ihr Bischof sich genötigt sahen, von Ciudad Real nach dem Indianerdorf Chiapa zu fliehen, wo sie besser aufgenommen wurden. Von hier ging Las Casas zu Lande durch das alte von ihm pazifizierte „Kriegsland", das von dieser Zeit an auf seinen Wunsch durch kaiserlichen Erlass den Namen der „Verapaz" oder des „Wahren Friedens" erhielt, nach Gracias á Dios, um dort an einer Versammlung der Bischöfe von Guatemala, Nicaragua, Honduras und Chiapa teilzunehmen, die über die Durchführung der „Nuevas Leyes" beraten sollte. Dann kehrte er nach Ciudad Real zurück, wo er neuerdings von den wütenden Kolonisten bedroht wurde, und reiste von hier zu Lande über Antequera (das heutige Oajaca)

nach der Hauptstadt Mexico, wo bei der Nachricht von seinem Eintreffen wiederum die ganze Bürgerschaft in grösste Aufregung geriet und mit Mühe von Gewalttätigkeiten zurückgehalten werden konnte. In Mexico traten bei dieser Gelegenheit die Bischöfe von Chiapa, Mexico, Guatemala, Mechoacan und Oajaca zu einer Junta zusammen, um über die weitern Massnahmen betreffend die Behandlung der Indianer zu beraten. Die Hauptargumente, welche von dieser Versammlung aufgestellt wurden, waren die, dass auch die heidnischen Bewohner der neuweltlichen Länder nach göttlichem, natürlichem und Völkerrecht als rechtmässige Besitzer ihres Eigentums und als legitime Inhaber ihrer Stellungen als Fürsten und Häuptlinge anzuerkennen seien und daher nicht durch die Willkür der Weissen dieser ihrer angestammten Rechte beraubt werden dürften. Ferner stellte die geistliche Junta die These auf, dass der Papst als Vertreter Gottes auf Erden dem Kaiser die Oberhoheit über diese Länder nur zu dem Zwecke verliehen habe, um deren Bevölkerung zum christlichen Glauben zu bekehren, nicht aber, um die eingebornen Fürsten und Häuptlinge und ihre Völker ihres Eigentums zu berauben und sich selbst dadurch zu bereichern.

Dagegen unterliess es die Junta zum grossen Schmerze des Las Casas, die schwierige Frage der Freilassung der indianischen Sklaven nnd Hörigen direkt zu behandeln und der damalige Vizekönig von Neu-Spanien — so wurde Mexico damals benannt — bat den Padre Casas ausdrücklich, aus Gründen der Staatsraison dieses Problem vorläufig nicht zu berühren. Las Casas liess sich aber nicht abhalten, sondern predigte eines Tages in Gegenwart des Vizekönigs selbst so eindringlich über den Text aus Jesaias: „Gehe du nun hin und schreib ihnen das auf eine Tafel und verzeichne es in ein Buch, dass es auch bei ihren Nachkommen verbleibe und ewiglich währe. Denn es ist ein widerspenstiges Volk, lügenhafte Kinder, Kinder, die das Gesetz des Herrn nicht hören wollen, die da zu den Sehern sagen: Ihr sollet nicht sehen! und zu den Weissagern: Saget uns nichts Richtiges, sondern saget uns angenehme Dinge und weissaget uns Betrügerei.“ — Der Vizekönig wurde über die heftige und vorwurfsvolle Predigt so konsterniert, dass er seinen frühern Befehl zurücknahm und erlaubte, dass die Dominikaner über die

Massnahmen zur Freilassung der in unrechtmässiger Sklaverei befindlichen Indianer berieten und erbot sich selbst, dem Hofe ihre Vorschläge zu unterbreiten. Die praktischen Resultate dieser Vorschläge blieben aber geringfügig, denn wenn es auch dem nie ruhenden Eifer des Las Casas und seinem Einflusse bei Hofe immer wieder gelang, Erlasse zur Erleichterung des Looses der unterworfenen Indianer zu erwirken, so blieb deren Ausführung eben doch ausschliesslich den weltlichen Kolonialbehörden überlassen, die teils selbst an der Aufrechterhaltung des bisherigen Systemes der Indianersklaverei und der „Encomiendas“ ein materielles Interesse hatten, teils aber auf die Stimmung der spanischen Kolonisten in dieser Hinsicht glaubten Rücksicht nehmen zu müssen und die daher die Durchführung der humanen Bestimmungen der „Nuevas Leyes“ nach Möglichkeit verschleppten und hintertrieben.

Als die Junta der Bischöfe in der Hauptstadt Mexico zu Ende war, beschloss Las Casas seine Stellung als Bischof von Chiapa aufzugeben und für den Rest seines Lebens nach Spanien zurückzukehren. Er ernannte daher für seine Diöcese seinen Stellvertreter und die nötigen Beichtväter und reiste im Jahre 1547 über Veracruz nach Spanien zurück. Er stand damals in seinem 73. Lebensjahre und hätte nach seiner langen und anstrengenden Tätigkeit im Dienste der Philanthropie ein volles Anrecht auf einen ruhigen Lebensabend, ein „otium cum dignitate“ gehabt. Aber auch nach seiner endgültigen Rückkehr in die Heimat gönnte sich der rastlose Mann keine Ruhe. Trotzdem er sich das Kloster der Dominikaner in Valladolid zum Ruhesitz auserwählt hatte, machte er dennoch häufige Reisen an den Hof und es ist bezeichnend, dass Philipp II. in einer Kabinettsordre vom Jahre 1560 anordnete, dass, wo immer der Hof im Lande weile, stets für eine dem Stande und den Verdiensten des Bischofs Las Casas entsprechende Unterkunft am Hofe Sorge getragen werden sollte. Immer noch blieb Las Casas in literarischer, wie in mündlicher Disputation im Interesse der Indianer tätig, bis ihn auf einer seiner Reisen der Tod ereilte. Las Casas hatte ein Alter von 92 Jahren erreicht. Trotzdem er einen so grossen Teil seines langen Lebens in den Tropen zubrachte und sich wochenlang an den ungesundesten Küstenplätzen, wie auf Haití,

Cumaná, Panamá, Gracias á Dios, Veracruz usw. aufhielt, lesen wir nicht, dass er jemals ernstlich krank gewesen ist. Er starb im Jahre 1566 im Dominikanerkloster de Nuestra Señora de Atocha zu Madrid, wo er auch zunächst bestattet wurde; später wurden seine Reste nach dem Dominikanerkloster San Gregorio in Valladolid übergeführt und dort beigesetzt.

Nachdem wir nun an der Hand der Lebensskizze des Padre Las Casas die Verdienste dieses ausserordentlichen Mannes auf dem Gebiete der Philanthropie kennen gelernt haben, wollen wir zum Schluss noch mit einigen Worten auf seine wissenschaftliche Bedeutung eintreten.

Trotz seines unsteten, so vielfach auf langen, mühseligen und entbehrungsvollen Reisen verbrachten Lebens fand Las Casas Zeit, auch literarisch in ganz ungewöhnlichem Maasse tätig zu sein, auch wenn wir ganz absehen von der gewaltigen Menge seiner Briefe an verschiedene Persönlichkeiten jener Zeit, seiner Eingaben und Beschwerdeschriften an die Fürsten, seiner Entwürfe und Vorschläge für die Behandlung der Indianer, Arbeiten, die alle an und für sich schon eine grosse Summe literarischer Tätigkeit bedeuten. Zur Ausarbeitung und zum Abschluss seiner grössern Werke gelangte er aber erst nach seiner endgültigen Rückkehr nach Spanien. Las Casas selbst schätzte die Zahl der von ihm in lateinischer und spanischer Sprache verfassten Schriften auf über 2000 Bogen Papier.

In literarischer Hinsicht entspricht allerdings die Qualität der Quantität nicht völlig und keinenfalls kann Las Casas den klassischen Schriftstellern seiner Zeit beigezählt werden. Für die Anforderungen sprachlicher Schönheit hatte er keine Zeit, beständig drängen sich mehrere Gedanken gleichzeitig seinem lebhaft arbeitenden Geiste auf und daher wird sein Periodenbau schwerfällig und mühsam. Der Faden seiner Erzählung wird häufig durch eingeschaltete Notizen und anekdotische Schilderungen oder durch die Heranziehung von Analogien aus den Schriften des Altertums unterbrochen und es erfordert daher eine gewisse Vertrautheit nicht nur mit dem Schauplatze seiner Schilderungen, sondern auch mit der ganzen Schreibweise jener Zeit, um all' den Reichtum zu empfinden, der in seinen Schriften enthalten ist, und diese mit Genuss zu lesen.

Das erste grössere Werk des Las Casas war die „Breuísima relacion de la destruycion de las Indias“ d. h. „Ganz kurzer Bericht über die Verwüstung Indiens“ oder, wenn wir den Titel nicht dem Wortlaut, sondern dem Sinne nach übersetzen wollen: „Über die Ausrottung der Indianer.“ Dies war eine Schrift von rein polemischem Charakter, die im Jahre 1552 in Sevilla gedruckt wurde und nicht nur in Spanien, sondern auch in den übrigen Kulturländern Europas ein ungeheures Aufsehen erregte, so dass sie aus dem Spanischen in mehrere andere europäische Sprachen übersetzt wurde. Es ist eine in flammenden Worten der Empörunng und in den heftigsten Ausdrücken gehaltene Anklageschrift gegen die spanische Kolonialwirtschaft, welche darin vor der ganzen Kulturwelt an den Pranger gestellt wird [13]). Sie zeigt aber auch alle Mängel eines zu weitgetriebenen, in Fanatismus ausartenden Enthusiasmus für eine an sich gute Sache: die Neigung zur Übertreibung und zu einer nicht völlig gerechtfertigten Verallgemeinerung von Einzeltatsachen, sowie die Neigung des Las Casas, stets mit grossen Zahlen zu argumentieren, und da von Millionen zu reden, wo es sich der Natur der Sache nach nur um Hunderttausende oder selbst nur um Tausende gehandelt haben kann. Es wurde daher den Gegnern des Las Casas, so z. B. in späterer Zeit dem Exjesuiten Nuix [14]), leicht, zu zeigen, dass die Zahlen des Las Casas nicht richtig sein können, sondern stark übertrieben sein müssen. Dass aber die von Las Casas als Augenzeugen berichteten Vorfälle als solche richtig sind, unterliegt gar keinem Zweifel und jedenfalls bleibt die Tatsache bestehen, dass in wenigen Jahrzehnden nach der Entdeckung nicht nur die gesamte, nach mässiger Schätzung mindestens 6,000,000 Köpfe betragende Bevölkerung der vier grossen Antillen, Haití, Cuba, Puertorico und Jamaica, sowie der Bahamá-Inseln (nach damaliger Bezeichnung „Lucayos“ oder nach Las Casas richtiger „Yucayos“ genannt) und eines Teiles des Nordsaumes von Südamerika vernichtet worden ist.

Die „Breuísima relacion“ ist in mehrfacher Hinsicht auch heute noch von hohem Interesse. Nicht nur enthält sie eine Reihe wichtiger ethnographischer Angaben speziell für Haití, sondern sie bildet auch ein reichhaltiges Archiv zum Studium jener eigentümlichen Geistesverfassung der weissen Beherrscher eingeborner

Bevölkerungen, die man in der modernen Kolonialgeschichte als „Tropenkoller“ [15]) zu bezeichnen pflegt. Viel wichtiger aber sind die beiden andern grossen Werke des Las Casas, die „Historia de las Indias“ und die „Historia apologética de las Indias“ (Verteidigungsgeschichte der indischen Länder), die beide ursprünglich nur ein Werk bilden sollten, die Las Casas dann aber aus Gründen der Zweckmässigkeit als zwei gesonderte Werke ausarbeitete.

Die „Historia de las Indias“ ist erst im Jahre 1875 in Madrid gedruckt worden und füllt fünf enggedruckte Bände. Sie ist ein Quellenwerk allerersten Ranges für die gesamte Entdeckungsgeschichte Amerikas, da Las Casas ausser seinen eigenen Beobachtungen und Erlebnissen, ausser seiner persönlichen Bekanntschaft mit allen Männern, die zu seiner Zeit an der Entdeckung und Eroberung einen irgendwie hervorragenden Anteil gehabt hatten, auch über eine sehr grosse Zahl von wichtigen Originaldokumenten, so z. B. über die Papiere der Familie des Columbus selbst, verfügte.

Hiefür nur ein Beispiel: Nach der gewöhnlichen Darstellung der „Weltgeschichte“ war für den Plan des Columbus, Ostasien und Indien auf dem Wege quer durch das Atlantische Meer aufzusuchen, ein Brief von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, den Columbus von Paolo Toscanelli, einem Naturforscher in Florenz, erhalten haben sollte und der nach der Angabe des Las Casas vom 25. Juni 1474 datiert war. Das Original war lateinisch und Las Casas, der nach seiner eigenen Angabe eine spanische Übersetzung davon selbst in Händen hatte, teilt nicht nur diese mit, sondern auch noch einen zweiten Brief, den Toscanelli nach seiner Angabe an Columbus geschrieben hatte. Das lateinische Original wurde erst im Jahre 1871 zufällig von Harrisse [16]) entdeckt und publiziert. Nun hat sich in neuester Zeit eine lebhafte Diskussion an diesen Brief geknüpft und Vignaud [17]) hat kürzlich über denselben eine kritische Monographie publiziert, deren Quintessenz die ist, dass dieser Brief sehr wahrscheinlich auf einer Fälschung beruhe. An dieser sind allerdings sowohl Columbus selbst, als Toscanelli und Las Casas völlig unschuldig, während sie dem Bruder des Columbus, Bartolomé Colon, zur Last fiele, der sie in dem Bestreben begangen hätte, den Plänen seines Bruders durch die Argumente

einer anerkannten Autorität, wie Toscanelli, das nötige wissenschaftliche Relief zu geben. Wenn diese Hypothese einer Fälschung für den Brief des Toscanelli sich bestätigen sollte, so würde selbstverständlich die ganze Motivierung der ersten Fahrt des Columbus ein ganz anderes Aussehen gewinnen müssen. Einstweilen ist aber diese Frage noch nicht über allen Zweifel entschieden und namentlich ist es schwer zu glauben, dass Las Casas, der die Handschrift des Bartolomé Colon gut genug kannte und sich trotzdem rühmt, die von Toscanelli gezeichnete Seekarte selbst zu besitzen, die Fälschung nicht erkannt haben sollte. Auch müsste noch bewiesen werden, dass Bartolomé Colon überhaupt im Stande war, lateinisch zu schreiben.

Es ist sicher, dass auch Las Casas über die Jugendzeit des Columbus, die er nur vom Hörensagen kannte, da Columbus 23 Jahre älter war, als er, mancherlei irrige Angaben macht, die seither namentlich durch Harrisse z. T. berichtigt werden konnten. Es ist ferner sicher, dass auch derjenige Teil der „Historia de las Indias", den er als miterlebender Zeitgenosse schildert, vielfach ein stark subjektives Gepräge zeigt und dass Las Casas sich in seinem Urteil über andere zeitgenössische Schriftsteller, namentlich über Oviedo, gelegentlich zu Einseitigkeit und Ungerechtigkeit hinreissen lässt. So viel ist aber gleichfalls sicher, dass uns ohne die „Historia de las Indias" die Geschichte der ersten Jahrzehnde der Eroberung und Kolonisation Westindiens nur höchst lückenhaft bekannt geworden wäre.

Der Wert der „Historia de las Indias" als Quellenwerk geht hauptsächlich auch aus dem Umstande hervor, dass die spätern Hofchronisten, wie Herrera, denen doch alle Quellen zur Verfügung standen, für gewisse Partien der westindischen Eroberungsgeschichte immer wieder genötigt sind, auf Las Casas zurückzugreifen. Aus Las Casas allein erfahren wir ferner, wie rasch manche der von Columbus selbst den von ihm entdeckten Örtlichkeiten beigelegten Namen wieder verschwanden und durch andere ersetzt wurden. Wenn daher Jemand sich die dankenswerte Aufgabe stellen wollte, die Geschichte der Ortsnamen der Westindischen Inseln und der an das Karaibische Meer angrenzenden Küsten von Zentral- und Südamerika zu schreiben, so würde er in der „Indischen Geschichte" des Las Casas ein reichliches und wertvolles Material finden [17]).

Noch weit höher aber möchte ich Las Casas als ethnographischen Quellenschriftsteller stellen. Er war ein ausgezeichneter psychologischer Beobachter der Indianer und in vielen seiner ethnographischen Angaben von mustergültiger Genauigkeit. Ihm allein ist es zu verdanken, wenn wir noch im Stande sind, vom Kulturzustande, der sozialen Organisation, den Rechtsverhältnissen, der Lebensweise und der Technologie der längst vom Erdboden verschwundenen Bewohner der Grossen Antillen, vor allem Haití's, ein leidlich vollständiges Bild zu gewinnen. Für México, für Perú, für Guatemala und manche andere Gegenden des spanischen Amerika gibt es bessere, weil ausführlichere und auf langer Autopsie beruhende ethnographische Quellen, für die Grossen Antillen dagegen, sowie für einzelne Teile der Nordküste von Südamerika, Gegenden, die er mit besonderer Vorliebe schildert, ist und bleibt Las Casas an erster Stelle. Einzig aus einer seiner gelegentlichen Notizen erfahren wir z. B., dass es auch auf der Nordküste von Cuba, wie im See von Maracaybo, Pfahlbauten [18]) gab. Nur Las Casas berichtet uns als Augenzeuge von der eigentümlichen Art der Indianer von Cuba, die grossen Seeschildkröten im offenen Meer zu fangen [19]). Sie hielten nämlich zu diesem Zwecke kleine Fische aus der Gattung der „Schiffshalter" (Echeneis naucrates), die auf dem Kopf einen merkwürdigen, sehr kräftig wirkenden Saugapparat besitzen, lebend im Vorrat. Wenn sie nun auf Schildkröten jagen wollten, banden sie einem dieser Jagdfische eine je nach Bedarf 30 bis 50 Klafter lange dünne Leine um den Schwanz. Sie liessen ihn dann vom Boote aus los und der Fisch schwamm nun davon, bis er etwa auf eine der in jenen Meeren damals sehr zahlreichen grossen Seeschildkröten traf, an deren Bauchpanzer er sich, gemäss der Neigung aller „Schiffshalterarten", sich mit ihrer Saugscheibe an harte Gegenstände festzuheften, anklammerte. Wenn der fischende Indianer bemerkte, dass der Jagdfisch an einer Schildkröte festsass, holte er die Leine, an der der Fisch angebunden war, langsam ein und zog auf diese Weise zentnerschwere Schildkröten so leicht herbei, als ob er, wie Las Casas sich ausdrückt, „eine leichte Calabasse auf dem Wasse heranzöge". Diese von Las Casas als Augenzeuge gegebene Schilderung des Schildkrötenfanges der alten Cubaner ist in doppelter Hinsicht von Interesse.

Einmal deswegen, weil die ältern Schilderungen dieser Art, wie sie z. B. auch Conrad Gessner überlieferte, späterhin als unglaubwürdig hingestellt wurden. Dann aber auch deshalb, weil die Angabe des Las Casas späterhin dadurch eine glänzende Bestätigung fand, dass neuere Reisende in andern tropischen Meeren eine ganz identische Art des Fanges von Seeschildkröten bei eingebornen Stämmen in Gebrauch fanden, so z. B. P. L. Sclater bei Sansibar, Wyatt Gill in der Torresstrasse. So zeigt es sich auch hier wieder, dass Stämme ganz verschiedener ethnischer Stellung, die niemals in irgendwelchem kulturellen Kontakt miteinander gestanden hatten, völlig unabhängig von einander lernten, für den gleichen Zweck auch das gleiche Mittel zu finden, selbst wenn dieses, wie in diesem Falle, keineswegs einfach und selbstverständlich war.

Diese seltsame Jagd auf Seeschildkröten wurde hauptsächlich in dem Archipel der zahllosen kleinen Koralleninselchen betrieben, die von Columbus als „Jardin de la Reina“ (Garten der Königin) benannt wurden und die heute den Namen des „Zwölfmeilen-Labyrinthes“ (Laberinto de doce Leguas) tragen. Eine weitere, interessante Angabe des Las Casas geht nun dahin, dass die eingefangenen Schildkröten nicht ohne weiteres getötet wurden, sondern dass die kubanischen Indianer im seichten Meere zwischen den Inseln gewisse Strecken durch Rohrzäune abgrenzten und in diesen Umzäunungen nun die Schildkröten, und zwar zu fünfhundert bis tausend Stück, lebend gefangen hielten. In ähnlicher Weise hielten die Cubaner übrigens auch, wie Las Casas erzählt, in noch viel bedeutenderer Stückzahl gewisse Fische, die er mit dem spanischen Namen der „Lizas“ oder „Grossköpfe“ bezeichnet, lebend in Rohrgehegen, die sie im Meere anlegten [20]).

Bei Las Casas allein lesen wir ferner von der künstlichen Bewässerung der Felder in der trockenen Landschaft Xaraguá im S. W. von Haití, nämlich durch Ableitung des Wassers des Flusses Camin in besondern Kanälen. Es war dies, wie Las Casas erwähnt, die einzige Gegend von Haití, wo künstliche Bewässerung überhaupt notwendig war [21]). Nur Las Casas schildert uns ferner die eigentümliche Art der Anlage der Yuca-Pflanzungen in den Kalkmesas der Landschaft Higuey im Osten der Insel Haití, sowie auf der kleinen Insel Mona, die so ziemlich in der

Mitte zwischen Haití und Puertorico liegt. Die horizontalen, sich terrassenförmig über einander erhebenden Kalkbänke dieser Landschaften sind von einer grossen Menge von Löchern durchsetzt, in denen sich eine rote Verwitterungserde, eine richtige „terra rossa“, die auch Las Casas als „tierra colorada ó vermeja“ beschreibt, angesammelt hat. Diese Löcher, deren Umfang Las Casas zu 5 bis 6 Spannen bei 2 oder 3 Spannen Tiefe angiebt, wurden nun mit Yuca-Wurzeln bestellt, die sich in dieser ausnehmend fruchtbaren roten Erde bis zu ganz erstaunlicher Grösse entwickelten, dergestalt, dass eine einzige Yuca-Wurzel das ganze Loch auszufüllen im Stande war[22]). Auch von der Art, wie die westindischen Indianer durch Reiben zweier Hölzer vom *Guásima*-Baume das Feuer zu gewinnen verstanden, liefert Las Casas eine eingehende und lehrreiche Beschreibung[23]) und ohne ihn wüssten wir nichts mehr darüber.

Genug der Beispiele! Wenn wir noch anführen, dass nur die Schriften des Las Casas es ermöglichen, ein kleines, wenn auch dürftiges Lexikon der Sprache[24]) der alten Haitianer herzustellen und so deren Sprache ethnisch zu klassifizieren, dass Las Casas allein uns ihre Art des Zählens schildert und die vier ersten Zahlworte überliefert, so können Sie sich wohl eine genügende Vorstellung von der Wichtigkeit machen, welche Las Casas als die weitaus wichtigste Quelle für die altwestindische Ethnographie besitzt. Leider müssen seine ethnographischen Angaben als gelegentlich in den historischen Text eingestreute Notizen erst mühsam zusammengesucht werden, denn dasjenige Werk, das die Ethnographie, Geographie und Naturgeschichte der Neuen Welt im Zusammenhang behandeln sollte, die „Historia apologética de las Indias“ ist noch nie vollständig gedruckt worden, sondern ist nur in zwei Handschriften vorhanden, wovon die eine, das Original, in Madrid, die andere, eine Kopie, in Washington liegt. Nur wenige Kapitel daraus sind anhangsweise der Madrider Ausgabe der „Historia de las Indias“ gedruckt beigegeben worden.

Wenn auch der Mensch der Neuen Welt stets das vornehmste Objekt der Bestrebungen und Schilderungen des Las Casas bildet, so hatte er doch auch ein reges Interesse und ein offenes Auge für die übrige Natur. Er überliefert zahlreiche Be-

obachtungen, die wir heute der „physischen“ Geographie, sowie der „Pflanzen“- und der „Tier“-Geographie zurechnen müssten und auch in dieser Hinsicht sind manche seiner Angaben unschätzbar, ganz abgesehen davon, dass sie uns einen interessanten Einblick in die Welt der wissenschaftlichen Vorstellungen der ganzen Conquista-Zeit ermöglichen. Wir lesen, dass Columbus deswegen auf Haiti Gold vermutete, weil dort grosse Hitze herrschte, eine Anschauung, die noch vollständig mit derjenigen der Naturforscher des Altertums und namentlich auch der von der griechischen Gelehrsamkeit stark beeinflussten arabischen Geographen übereinstimmt. Las Casas glaubt selbst beobachtet zu haben, dass auf Haití die gegen Sonnenaufgang gerichteten Gebirgshänge und die von ihnen herabkommenden Flüsse und Bäche wesentlich reicher an Gold sind, als die nach Sonnenuntergang gewendeten, auf welche das edelmetallbildende Tagesgestirn weniger intensiv wirkt[25]). Er glaubt ferner, dass das Gold in dem goldführenden Erdreich beständig neu sich bilde und tadelt es daher, dass die Spanier den Flussand des Rio Seco auf Haití „hunderttausendmal“ umgearbeitet hätten, um das Gold herauszubekommen, während er sicherlich wie in frühern Zeiten, wieder grosse Menge Gold liefern könnte, wenn man ihm nur einige Jahre Brachzeit geben würde[26]). Er untersucht ferner die astronomischen und physikalischen Gründe, weshalb Haití für den Aufenthalt des Menschen so unvergleichlich günstigere Bedingungen aufweist, als die in gleicher geographischer Breite gelegenen Capverdischen Inseln. Er schildert die Land- und Seebrise der Vega Real von Haití, er erwähnt die Wirbelstürme Westindiens, deren althaitianischer Name „huracan“ in unserm deutschen Worte „Orkan“ noch weiterlebt, als Erscheinungen, die in den ersten Zeiten der Kolonisation selten waren und nur, wie er und die ältesten Kolonisten — auch Haití hatte damals schon seine „ältesten Männer“ auf meteorologischem Gebiete — sich dessen wohl erinnern, in langen Zwischenräumen auftreten, und er hat beobachtet, dass sie trotz ihrer verheerenden Wirkungen „keine wesentliche Änderung im Witterungscharakter“ (poca diversidad ó variedad ó transmutacion en el tiempo) bewirken. Er glaubt aber, dass sie seit der Kolonisation sehr häufige, ja fast alljährliche Ereignisse geworden seien und bei dieser Gelegenheit fällt er nun wieder aus

der Rolle des objektiven Naturbeobachters in diejenige des tendenziösen Busspredigers zurück und meint, dass diese in den letzten Jahren konstatierte Häufigkeit der Wirbelstürme eine verborgene andere Ursache, als die natürliche, haben müsste und diese sucht er in der grossen und neuen Sündhaftigkeit, die erst durch die Missetaten der Spanier in Westindien eingeführt wurde[27]).

Über den grossen Vorgängen der Natur vergisst Las Casas' reger Geist aber auch die kleinen und kleinsten nicht. Er erzählt von einem Schwarm wandernder Schmetterlinge, der an der Küste von Cuba auf die spanischen Schiffe hinaustrieb und der so dicht war, „dass er die Luft zu verfinstern schien" und der bis zur Nacht andauerte, bis er durch einen heftigen Regen zerstreut wurde[28]). Er erzählt ferner von den grossen Leuchtkäfern der Provinz Baynoa, deren Licht so stark ist, dass Las Casas im Stande war, die Frühmesse zu lesen, indem er einen oder zwei dieser Käfer in der Hand hielt[29]). Seinem Scharfblick entgeht auch nicht der Wechsel der Fauna von einer westindischen Insel zur andern; er erwähnt, dass es auf Haití keine giftigen Spinnen gebe[30]) und dass, mit einziger Ausnahme des Flusses Cauto auf der Südseite von Cuba, Krokodile auf den Antillen fehlen[31]), er führt die verschiedenen Arten der Papageien auf, beschreibt ihr Gefieder und erwähnt, dass jede Insel ihre besondern Arten von Papageien habe. Mit der gleichen Genauigkeit macht er aber auch seine Angaben über die Betonung und die Silbenlänge der von ihm aufgeführten indianischen Worte und wenn wir daher heute noch wissen, wie Worte, wie Haití, Guanahaní u.s.w. damals ausgesprochen wurden, so ist das allein der linguistischen Sorgfalt des Las Casas zu verdanken.

Allerdings fehlt ihm das tiefe Naturgefühl, das der Lektüre der ersten Briefe des Columbus einen so eigentümlichen poetischen Reiz verleiht, aber es fehlt ihm auch die kühle, gewissermassen amüsiert lächelnde Blasiertheit, mit der der Höfling Petrus Martyr ab Angleria vielfach von den Gräueln der Conquista spricht, denen er allerdings nicht, wie Las Casas, als Augenzeuge beigewohnt hat. Es fehlt Las Casas ferner der tief-mystische Zug des Columbus, aber ebenso auch die vielfach stupide Bigotterie seines Widersachers Oviedo. Las Casas war, obwohl Geistlicher,

kein dogmatischer Zelot, sondern sein Christentum war auf praktische Ziele gerichtet: es war die werktätige Menschenliebe, die seiner hohen Auffassung der Kirchenlehre entsprang. Der Padre Las Casas war mehr als ein Enthusiast, er war ein Fanatiker, aber ein Fanatiker des Guten und Edeln im Menschen und wenn er auch als der streitbare Sohn einer streitbaren Zeit und im selbstbewussten Vollgefühl der Gewalt der Kirche in seinem edeln Zorn da und dort zu weit gegangen sein mag, so hat er doch nie mit unedeln Mitteln gekämpft und nie etwas für sich gewollt, sondern stets nur für die Angehörigen einer unglücklichen und seiner Meinung nach durch die Habgier und Grausamkeit der Spanier, seiner Landsleute, dem Untergang geweihten Rasse gestritten.

Alles in Allem gehörte Bartolomé de las Casas zu den seltenen Männern, auf die nicht nur ihr engeres Vaterland, sondern die ganze Kulturmenschheit stolz sein darf. Und gerade in gegenwärtiger Zeit, wo wiederum am grünen Tisch der europäischen Kabinette über das Schicksal der Bevölkerungen ungeheurer Landstriche kurzerhand entschieden wird, wäre es dringend wünschenswert, dass die jeweiligen Machthaber die naturrechtlichen und völkerrechtlichen Anschauungen des Padre Las Casas einer recht eingehenden Prüfung und Würdigung unterziehen möchten.

---

# Ergänzende Bemerkungen.

[1]) Als Quellenwerke für die Lebensgeschichte des Bartolomé de las Casas kommen ausser seinen eigenen Werken hauptsächlich in Betracht:

Remesal, Antonio de, Historia de la Prouincia de S. Vicente de Chyapa y Guatemala, Madrid 1619.

Milla, José, Historia de la América Central, 2 Bde. Guatemala 1879.

Fabié, Antonio María, Vida y escritos de Fray Bartolomé de las Casas, obispo de Chiapa, 2 Bde. Madrid 1879.

[2]) Die Mutter Karls war bekanntlich „Juana la loca" („Johanna die Verrückte"), die als geisteskrank galt und daher im Schloss zu Tordesillas fast gefangen gehalten wurde. Es hatte daher nur die Bedeutung einer Regierungsformalität, wenn ihr Name als Unterschrift von königlichen Erlassen erscheint.

[3]) „Este aviso, de que se diese licencia para traer esclavos negros á estas tierras, dió primero el clérigo Casas, no advirtiendo la injusticia con que los portugueses los toman y hacen esclavos, el cual, despues, de que cayó en ello, no lo diera por cuanto habia en el mundo, porque siempre los tuvo por injusta y tiránicamente hechos esclavos, porque la misma razon es dellos que de los indios". (Las Casas, Historia de las Indias, IV, p. 380). — Vgl. dazu auch: Las Casas, Historia de las Indias, V. S. 30.

[4]) Herrera, Antonio de, Historia general de los hechos de los Castellanos etc. Dec. I, Lib. IX, C. 5: „i mandando, que se buscase forma, como se llevasen muchos Negros de Guinea, porque era mas util el trabajo de un Negro, que de quatro Indios" (aus dem Jahre 1511).

[5]) Herrera, Antonio, de Historia general de los hechos etc. Dec. II. L. III. c. 14: „i. como el Año de 1506 un Vecino de la Vega, llamado Aguilon, llevò de Canaria Cañas de Açucar, i las plantò, fueron poco à poco dando tan, bien, que con mas diligencia se puso à criarlas el Bachiller Bellosa, Vecino de Santo Domingo, Cirujano, Natural de Verlanga, i con algunos instrumentos sacò Açucar, i al cabo hiço un Trapiche." . . . . „Y es de notar, que antiguamente no havia Açucar, sino en Valencia, i despues la huvo en Granada, de donde pasò à Canaria, i de allì à las Indias; lo qual diò maior cuidado en llevar Negros para el servicio de los Trapiches, i esto despertò à los Portugueses, para ir à buscar muchos à Guinea: i como la saca era mucha, i los derechos crecian, el Rei los aplicò para la Fabrica del Alcaçar de Madrid, i para el de Toledo. Probaron tan bien los Negros en la Isla Española, que se tuvo por opinion, que si no acontecia ahogar al Negro, nunca moria, porque no se havia

visto ninguno, que de su enfermedad acabase, i asi hallaron los Negros en la Española su propria Tierra, como los Naranjos, que les es mas natural, que su Guinea".

[5]) Von der Behandlung der indianischen Taucher bei der Perlenfischerei auf Cubagua gibt Las Casas folgende Schilderung:

„Sie (d. h. die Spanier) bringen sie (d. h. die Indianer) in *canoas,* das sind ihre kleinen Boote, aufs Meer hinaus und ein spanischer Henker fährt mit ihnen, der sie befehligt. Wenn sie aufs hohe Meer in eine Tiefe von 3 oder 4 Mannshöhen hinausgekommen sind, befiehlt er ihnen, sich in's Wasser zu werfen; sie tauchen bis auf den Grund hinab, sammeln dort die Muscheln, welche die Perlen enthalten und füllen damit eine Art kleiner Netze, die sie am Halse oder an einer Schnur befestigt umgegürtet tragen; und mit oder ohne Perlen steigen sie auf, um Atem zu schöpfen, denn nicht immer finden sie da, wo sie hinabtauchen, auch Muscheln. Wenn sie sich beim Atemholen säumen, drängt sie der Henker wieder zu tauchen und zuweilen zwingt man sie mit Stockhieben, zu tauchen und während dieser ganzen Zeit müssen sie fortwährend schwimmen nnd sich mit den Armen im Wasser halten. Auf diese Weise verbringen sie den ganzen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und so das ganze Jahr, wenn sie überhaupt so lange aushalten: ihre Nahrung ist etwas Fisch und die Weichtiere, welche die Perlmuscheln selbst enthalten, und Cassavebrod aus Yuca-Wurzeln und Mais, welches die Brodfrüchte dieser Gegenden sind; das eine (d. h. das Yuca-Brot), hat nur wenig Nährwert und das andere (d. h. das Maisbrod) erfordert viele Arbeit, und nur selten können sie sich mit mit diesen Broden sättigen. Die Betten, die man ihnen Nachts gibt, sind der harte Erdboden mit einigen Baumblättern oder Gras, die Füsse in den Block (cepo) geschlossen, damit sie nicht fliehen können. Zuweilen tauchen sie hinab und kommen nie wieder herauf, sei es, dass sie vor Erschöpfung und Kraftlosigkeit und aus Mangel an Luft ertrinken, sei es, dass die Haifische sie töten oder verschlingen". (Las Casas, Historia de las Indias, IV, S. 222).

[6]) Die Stadt Santiago de Caballeros wurde im September des Jahres 1541 durch eine Katastrophe zerstört, von der Remesal eine ausserordentlich lebendige Schilderung entwirft. Aus dieser geht hervor, dass die Zerstörung der Stadt auf die gemeinsame Wirkung von Erdbeben, eines Ausbruches des Volcan de Fuego und der vom Volcan de Agua infolge eines mehrtägigen Temporal (Landregen) herabkommenden Wildwasser zurückzuführen ist. Die den Vulkanausbruch begleitenden oder einleitenden Erdbeben waren auch die Ursache des bei dieser Gelegenheit eingetretenen Einsturzes eines Teiles der Kraterwand des Volcan de Agua, deren Trümmer aber zum weitaus grössten Teil nicht nach Santiago de los Caballeros, sondern gegen die Dörfer San Juan del Obispo und San Cristóbal hinabstürzten, wo sie noch heute zu sehen sind. Die Annahme eines Ausbruches eines vor der Zerstörung der Stadt auf dem Volcan de Agua vorhandenen Kratersees ist sicher irrig, denn sowohl die orographischen, als besonders die meteorologischen Verhältnisse des Vulkans in dessen unmittelbarer Nähe ich ein Jahr lang wohnte und in dessen Krater ich eine Nacht zubrachte, sprechen durchaus gegen die Existenz eines einstigen

Kratersees: hätte ein solcher je existiert, so wäre er, wenn auch in kleinerm Umfange, auch heute noch vorhanden.

An der Stelle der alten Stadt Santiago, deren massive Trümmer noch jetzt vorhanden sind, liegt heute das viel bescheidenere Örtchen Ciudad vieja.

[7]) Das Qu'iché, mit dem stammverwandten Cakchiquel eine der formenreichsten und ausgebildetsten Maya-Sprachen Guatemalas, dient auch heute noch häufig als Verkehrssprache zwischen Indianern verschiedenen Sprachtums im Norden des Landes.

[8]) Die aztekischen Benennungen des „Kriegslandes" weisen verschiedene Varianten auf. Die gewöhnliche Schreibweise ist *Teçulutlan* oder *Tuçulutlan,* aus der die spätere Orthographie *Tuzulutlan* machte. Die Etymologie dieser Benennungen ist jedoch völlig unklar und keinenfalls sind sie als Übersetzungen von „tierra de guerra" in die Nahuatl-Sprache, also in das sogen. „Aztekische" zu betrachten.

Da nun die ältesten Dokumente, so z. B. die königlichen Erlasse aus dem Jahre 1544, consequent nicht »Teçulutlan", sondern „Teculatlan" schreiben, so halte ich es für möglich, dass der ursprüngliche Name „Tecolotlan" oder „Teculutlan" lautete und einfach die aztekische Übersetzung eines Orts- oder Landschaftsnamens des zum „Kriegslande" gehörigen Gebietes der Pokonchí-Indianer war. „Teculutlan" würde nämlich „Ort der Nachteulen"[1]) bedeuten und ganz dieselbe Bedeutung hat das Pokonchí-Wort *„Tucurú",* das heute noch der Name eines Pokonchídorfes am obern Rio Polochic ist.

Indessen werden in den Schriften des 16. Jahrhunderts bei der Schreibung indianischer Namen die Buchstaben ç und c durch die Nachlässigkeit der Schreiber und Copisten so häufig verwechselt, oder durch Weglassung der „cédille" da *c* geschrieben, wo *ç* zu schreiben wäre, dass nur die Prüfung der ältesten Handschriften hier darüber Aufschluss gäbe, ob Teculutlan oder Teçulutlan die ursprüngliche Form war. Auffällig ist es, dass auch Herrera (Dec. IV, L. VII, Cap. 5) eine Landschaft „Tucultran" erwähnt, die in der Nähe der Landschaft Ustpatlan (heute: Uspantan) gelegen war, also dem einstigen „Kriegslande" angehörte. Auch „Tucultran" ist sicherlich eine unrichtige Schreibung für Tucultlan, die aber doch näher an Teculutlan anklingt, als an Tezulutlan.

Der Begriff des „Kriegslandes" war übrigens sehr unbestimmt und die Landschaft Tecolotlan oder Tuzulutlan bildete nur einen Teil davon. Die alten Cédulas des spanischen Königs sprechen daher auch von den „Provinzen von Teculatlan und La Candon und andern, diesen benachbarten", denen auf den Wunsch und Vorschlag des La Casas der Name der „Verapaz" verliehen werden sollte. An anderer Stelle heisst es in einer solchen Cédula vom Jahre 1547: "Die genannten Provinzen von La Candon und Teculatlan, wie die von Coban und Acalan, denen sie (d. h. die Missionäre) den Namen der Verapaz beigelegt hatten, weil sie sie ohne Krieg und aus freien Stücken zur friedlichen Unterwerfung gebracht haben".[2])

---

[1]) „Nachteule" heisst im Nahuatl: *tecolotl; tlan* ist das gewöhnliche aztekische Ortssuffix. Dem aztekischen *tecolotl* entspricht im Pokonchí: *tujcur,* im Qu'iché und Kekchí: *tucur,* die ebenfalls „Nachteule" bedeuten.

[2]) Fabié, Vida y escritos del P. Las Casas II, S. 141, 142.

Es umfasste also die alte „Tierra de guerra“ ein Areal, das sich nach Norden hin noch ziemlich weit über die heutigen Departemente der Alta und Baja Verapaz, z. T. sogar über das Gebiet der heutigen Republik Guatemala hinauserstreckte, und von diesem Areal bildete die speziell als Tuzulutlan bezeichnete Landschaft nur einen kleinen Teil und zwar denjenigen, der den bereits unterworfenen Qu'iché-Gebieten nach Osten hin am nächsten lag.

[9]) Die unmittelbare Frucht von Brasseur's Aufenthalt in Rabinal war die Aufzeichnung, Publikation und Übersetzung des indianischen, in Qu'iché verfassten Dramas „Rabinal Achí“, das mit dem noch viel wichtigern und ebenfalls von Brasseur aufgefundenen und publicierten „Popol Vuh“ und dem sogen. Cakchiquel-Manuscript die umfangreichsten Texte bildet, die wir von den Maya-Sprachen Guatemalas überhaupt besitzen.

[10]) Über die Sprachen der beiden wichtigsten Stämme des alten „Kriegslandes“, das Kekchí und Pokonchí habe ich vor Jahren nach den Materialien, die ich im Jahre 1883 in Coban (Kekchí) und Tactic (Pokonchí) aufgenommen hatte, Grammatiken und Wörterbücher publiziert.

(Vgl. Stoll, O., die Maya-Sprachen der Pokom-Gruppe; I: Die Sprache der Pokonchí-Indianer, Wien 1888 und II: Die Sprache der Kekchí-Indianer, nebst einem Anhang: Die Uspanteca. Leipzig 1896). Die Zahl der Pokonchí redenden Indianer betrug damals noch etwas über 17,000, die der Kekchí redenden etwa 85,000 Köpfe.

Über das Chol ist wenig bekannt geworden. Sapper hat darüber einiges Material gesammelt, aber meines Wissens nicht publiziert. Dagegen hat er über die Ethnographie der Kekchí-Indianer, unter denen er lange gelebt hat, wichtige Arbeiten veröffentlicht, sowie auch kurze Texte in Kekchí und Pokonchí bekannt gemacht.

[11]) Selbstverständlich muss man die „Bekehrung“ der Indianer der Verapaz durchaus im Geiste jener Zeit auffassen, nach welchem sie in nicht viel anderem bestehen konnte, als im Begiessen mit Wasser als Symbol der „Taufe“, im Umhängen eines Kreuzes zur Unterscheidung der „getauften“ von den heidnischen Indianern, im Hersagen christlicher Gebetsformeln und der Beobachtung der äusserlichen Kirchenriten. Wie die „Bekehrung“ in der Verapaz später gelegentlich betrieben wurde, erhellt aus einer Stelle der Chronik des Ximenez, der von einer Missionsreise in die Verapaz aus dem Jahre 1695 folgendes erzählt: „In diesen Weiler (ranchería) kamen zwei Indianer von Cajabon[1]) mit Aufträgen der Missionäre und mit Waren. Diese Indianer von Cajabon trugen Crucifixe aus Blech um den Hals und alle Bewohner dieser Ranchería verspotteten das heilige Crucifix und spuckten auf dasselbe mit den Worten: „Das sei kein Gott, sondern ein Götzenbild (ídolo)“. — Die ungläubigen Hunde (Los perros infieles) haben ihr Verbrechen gebüsst, denn ihre Maisfelder wurden verwüstet, zwei von ihnen verwundet und einer durchgeprügelt. Wir legten ihm den „horraco“ an, da er dick und fett war. Und es geschah bemerkenswerter Weise, dass an dem Tage, an dem wir dorthin kamen, ein Idol herabfiel, und wir alle bespuckten und beschimpften es im gleichen Rancho, wo sie unsern Herrn Jesus Christus

[1]) Cajabon ist auch heute noch ein grosses Kekchí-Dorf.

gelästert hatten." (Ximenez, Francisco, La historias del orígen del los indios de esta Provincia de Guatemala, ed. Scherzer Wien 1857, S. 160, Fussnote).

[12]) Die im Text gegebenen Stellen sind aus der im Archiv zu Guatemala aufbewahrten Copie dieser Beschwerdeschrift übersetzt, die José Milla in seiner Historia de Guatemala (I S. 14 ff.) auszugsweise publiziert hat.

[13]) Als Probe der in der „Breuísima relacion" von Las Casas gegen die Spanier erhobenen Anklagen möge hier das Kapitel „Über die Insel Española (d. h. Haití) übersetzt werden:

„Die „Spanische Insel" war, wie gesagt, die erste, wo Christen eindrangen und die grossen Verheerungen unter diesen Völkern anrichteten und welche sie zuerst verwüsteten und entvölkerten, indem die Christen damit begannen, den Indianern die Frauen und Kinder zu rauben, um sich ihrer zu bedienen und sie zu missbrauchen und ihnen die Lebensmittel zu verzehren, welche die Frucht ihres Schweisses und ihrer Arbeit waren. Sie begnügten sich dabei nicht mit dem, was die Indianer ihnen, je nach dem Vermögen jedes Einzelnen, freiwillig gaben. Dieses ist ja ohnehin stets klein, denn sie haben gewöhnlich nicht mehr, als was sie für den täglichen Gebrauch nötig haben und leicht produzieren können. Und ein einziger Christ verzehrt und verdirbt in einem Tage so viel, als zum Unterhalt von drei Familien, zu zehn Köpfen jede, für einen Monat ausreichend wäre. Infolge dieser und vieler anderer Gewalttaten und Quälereien, die sie ihnen zufügten, begannen die Indianer einzusehen, dass jene Leute nicht vom Himmel herab gekommen sein können. Einige versteckten daher ihre Vorräte an Lebensmitteln, andere ihre Weiber und Kinder, andere flüchteten sich in die Wälder, um Leuten von so harter und furchtbarer Art fernzubleiben. Die Christen behandelten sie mit Ohrfeigen, Fausthieben und Stockschlägen und legten sogar die Hand an die Häuptlinge der indianischen Dörfer. Die Frechheit und Unverschämtheit ging sogar soweit, dass ein christlicher Hauptmann die eigene Frau des grössten Königs der ganzen Insel gewaltsam notzüchtigte. Von dieser Zeit an begannen die Indianer, Mittel zu suchen, um die Christen aus dem Lande zu vertreiben und griffen zu ihren Waffen, die aber von sehr schwacher Wirkung für den Angriff und noch mehr für die Verteidigung sind (weshalb alle ihre Kriege wenig mehr sind, als unsere Kampfspiele mit Rohrstäben oder sogar Kinderspiele): die Christen aber mit ihren Pferden, Schwertern und Lanzen begannen grässliche und grausame Schlächtereien unter ihnen anzurichten. Sie drangen in die Dörfer ein und es blieben weder Kinder, noch Greise, noch schwangere Frauen, noch Wöchnerinnen, die sie nicht in Stücke gehauen hätten (que no desbarrigaran y hacian pedazos. „Desbarrigar" bedeutet wörtlich „den Bauch aufschlitzen"), wie wenn sie über Schafe herfielen, die in ihre Hürden eingesperrt waren. Sie machten Wetten, wer von ihnen einen Indianer mit einem Schwerthieb spalten oder ihm mit einem leichten Hieb den Kopf abschlagen oder den Bauch aufschlitzen könnte. Sie packten die Säuglinge von den Brüsten der Mütter an den Beinen und zerschmetterten ihnen den Kopf an den Felsen. Andere warfen sie über die Schultern in Flüsse, lachten und scherzten dabei und wenn die Kinder ins Wasser fielen, sagten sie: „nun zapple, du Aas!" Andere Säuglinge durchbohrten sie mit dem Degen mit den Müttern zusammen, so viele sie deren gerade fanden. Sie hängten die

Indianer an hohen Gerüsten auf, so, dass sie mit den Füssen beinahe die Erde berührten und zwar in Gruppen von 13 zu 13, zur Ehre unseres Erlösers und der zwölf Apostel. Dann häuften sie Holz unter ihnen an und verbrannten sie lebendig. Andern umwickelten sie den ganzen Leib mit trockenem Stroh, steckten dieses in Brand und verbrannten sie auf diese Weise. Andern und zwar allen, die sie am Leben lassen wollten, hieben sie beide Hände ab, hängten sie ihnen um den Hals und liessen sie laufen mit den Worten: „Packt euch mit diesen Briefen", d. h. „bringt diese Nachricht den Leuten, die in die Wälder geflohen sind".

„Die Häuptlinge und Vornehmen töteten sie gewöhnlich auf folgende Weise: Sie machten eine Art rostförmiger Folterbank aus Zweigen, die sie quer an Gabelstöcken befestigten, banden die Indianer daran fest und zündeten darunter ein leichtes Feuer an, damit sie unter dem Schmerzgeheul, das ihnen diese entsetzliche Qual auspresste, langsam den Geist aufgeben sollten.

„Einmal sah ich, dass sie vier oder fünf Häuptlinge auf solchen Folterbänken zu Tode rösteten (ich glaube sogar, dass noch zwei oder drei Roste mehr waren, auf denen sie noch andere Indianer verbrannten). Und da sie furchtbar schrieen und den Anführer dauerten oder seinen Schlaf störten, befahl er, sie zu erwürgen. Aber der Alguacil, der schlimmer war, als ein Henker und der die Verbrennung besorgte, wollte sie nicht erwürgen, sondern band ihnen mit eigenen Händen einen Holzknebel in den Mund, damit sie keinen Laut mehr von sich geben könnten, und schürte das Feuer dann unter ihnen, bis sie, wie er es wünschte, langsam zu Tode geröstet waren.

„Alle die oben erzählten Greuel und noch zahllose andere habe ich selbst gesehen. Und weil alles Volk, das sich flüchten konnte, sich in den Wäldern verschanzte oder in die Gebirge floh, um so unmenschlichen Leuten, so mitleidlosen und wilden Tieren, solchen Vertilgern und Erzfeinden des menschlichen Geschlechtes zu entgehen, so dressierten sie äusserst wilde Jagdhunde (lebreles) darauf, einen Indianer in einem „Credo" in Stücke zu reissen, sobald sie seiner ansichtig wurden, und rascher fielen sie über ihn her und frassen ihn auf, als wenn es ein Schwein gewesen wäre. Und da in einigen, allerdings seltenen und wenig zahlreichen Fällen, die Indianer ein paar Christen, mit vollem Grund und nach heiliger Gerechtigkeit, getötet hatten, so machten die Spanier ein Gesetz unter sich, dass für jeden Christen, den die Indianer umbrächten, die Christen hundert Indianer umbringen müssten." (Nach der von Fabié als „Apéndice XXI." gegebenen Textausgabe der „Breuísima relacion" übersetzt).

[14]) Der spanische Exjesuit, Abbé D. Juan Nuix, der im Jahre 1783, noch sehr jung, in Ferrara starb, sagt in seinem „Reflexiones imparciales" betitelten Buche (S. 12) von Las Casas: „Es genügt zu sagen, dass im Munde dieses Gewährsmannes die Millionen gezählt werden, wie Einheiten und dass in seiner Schreibweise 20 Millionen grade so viel sind wie 15 oder 12 oder wie 300 Millionen".

Nuix gibt aus den eigenen Werken des Las Casas folgende Zusammenstellung für die von den Spaniern ausgerotteten Bevölkerungen:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| „In *Santo Domingo* (d. h. Haití) . . . . | 3 | Millionen | und | darüber |
| Auf *San Juan* (d. h. Puertorico), *Jamayca, Cuba, Lucayas* (d. h. Bahamá-Inseln) u. anderen Inseln | 3 | „ | | |
| In *Nicaragua*, in blos 14 Jahren . . . . . | 1 | „ | „ | „ |
| In *Mexico*, in blos 12 Jahren . . . . . | 4 | „ | „ | „ |
| In *Honduras*, in weniger als 20 Jahren . . . . . | 2 | „ | „ | „ |
| In *Guatemala* . . . . . | 5 | „ | „ | „ |
| An der Küste von *Paria* . . . . . | 2 | „ | „ | „ |
| In *Perú* . . . . . | 4 | „ | „ | „ |
| Im Ganzen | 24 | Millionen. | | |

Indem Nuix noch die „vielen Tausende“ von Indianern, die die Spanier nach Las Casas in Quito, in Granada, Popayan, Jalisco, an der Küste von Santa Marta etc. in der einen oder andern Weise umgebracht haben, auf 6 Millionen veranschlagt, kommt er auf die Zahl von 30 Millionen, „ohne die weitern 5 Millionen zu zählen, die nach Las Casas die Deutschen in Venezuela getötet haben sollen.“ Alle diese Ziffern hält Nuix, und sehr wahrscheinlich mit Recht, für gewaltig übertrieben. (Nuix, D. Juan, Reflexiones imparciales, Madrid 1782, S. 12—14. — Das italienische Original wurde von D. Pedro de Varela y Ulloa in's Spanische übersetzt.)

[15]) Der „Tropenkoller“ äusserte sich bei den Spaniern, wie auch heute noch, in verschiedener Form, teils in teuflisch raffinierter, gewissermassen chronischer Grausamkeit in der Behandlung der Eingeborenen, teils in akuten Anfällen von „Berserkerwut“. Von ersterer Form, die aus den Schriften des Padre Casas mit sehr zahlreichen Fällen zu belegen ist, mag die sub 13 gegebene Übersetzung aus der „Breuísima relacion“ einen Begriff geben. Für die zweite Form kann folgende von Las Casas auf Cuba erlebte Scene als typisches Beispiel dienen:

Las Casas begleitete als Geistlicher eine Expedition von 100 Spaniern unter dem Befehl des Hauptmanns Narvaez auf der Nordküste von Cuba. Die Spanier hatten vormittags beim Frühstück in einem fast ausgetrocknetem Bachbett an den Geröllsteinen ihre Degen frisch geschliffen. Am Abend gelangten sie, von dem Marsch durch eine wasserlose Ebene durstig, in ein indianisches Dorf, wo nicht nur ein beträchtlicher Fluss das nötige Wasser lieferte, sondern wo auch die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Indianer, Fische und Cassavebrot, reichlich vorhanden waren und von den durchaus friedlichen Indianern bereitwillig ausgehändigt wurden. Letztere kauerten, ungefähr 2000 an der Zahl, im Kreise um die spanische Truppe herum und betrachteten staunend und furchtsam die Pferde, während die Spanier die Vorräte unter sich teilten. Etwa 500 andere Indianer befanden sich in einem grossen Gemeindehaus, das sie aber nicht zu verlassen wagten. Las Casas selbst sah der Verteilung der Lebensmittel zu. Und nun erzählt er weiter: „Plötzlich zieht einer der Spanier, als wäre der Teufel in ihn gefahren, seinen Degen, und sofort zücken alle hundert ihre Degen und beginnen die Männer und Frauen, die Kinder und alten Leute, die arglos und mit offenem Munde am Boden kauern und die Pferde und die Spanier betrachten, wie Schafe und Lämmer, zu zerfleischen, mit den Degen niederzustechen, und

zu ermorden (desbarrigar, acuchillar y matar), so dass in der Zeit von zwei „Credo's“ von allen kein einziger mehr am Leben war. Sie dringen in die grosse Hütte ein, die ganz in der Nähe war, da diese Scene sich vor dem Eingang abspielte und beginnen in derselben Weise mit Hieben und Stichen alle zu morden, die sie darin fanden, so dass das Blut in Bächen rann, gerade wie wenn ein Haufen Kühe geschlachtet worden wären. Einigen Indianern gelang es, eilig an den Pfosten und am Holzwerk der Hütte in die Höhe zu klettern und sich so zu retten.

„Der Geistliche (d. h. Las Casas selbst) hatte sich vor dieser Schlächterei nach einem andern Platze des Dorfes begeben, wo die grosse Hütte stand, in welcher er mit allen andern einquartiert werden sollte. Dort befanden sich etwa 40 Indianer, von denen, welche die Bagage der Spanier aus den bereits passierten Gegenden hergetragen hatten, auf den Boden gestreckt, um auszuruhen. Zufällig waren mit dem Geistlichen auch fünf Spanier gekommen. Als diese das Aufschlagen der Degen und den Lärm des Gemetzels hören, ziehen sie, ohne etwas davon zu sehen, denn es waren ein paar Hütten im Wege, ebenfalls die Degen und wollen die 40 ermattet ausruhenden Lastträger totschlagen, um ihnen auf diese Weise den Trägerlohn zu entrichten. Der Geistliche geht zornig auf sie los und macht ihnen, um sie abzuhalten, heftige Vorwürfe und da sie einigen Respekt vor ihm hatten, standen sie von ihrem Vorhaben ab und so blieben die 40 Indianer am Leben. Die fünf Spanier aber wandten sich dahin, wo die andern mordeten und da der Geistliche sich bei der Rettung der 40 Lastträger hatte aufhalten müssen, fand er, als er zur Stelle kam, nur noch einen Haufen Toter, ein wahrhaft grauenvoller Anblick. Als der Hauptmann den Geistlichen erblickte, sagte er zu ihm: „was dünkt Euer Gnaden von den Taten dieser unserer Spanier?“ Der Geistliche, der so viele Ermordete vor sich liegen sah und über diese so ruchlose Tat sehr empört war, erwiderte: „Dass ich Euch und sie zum Teufel schicke“ (que os ofrezco á vos y á ellos al diablo).

„Narvaez hatte der Schlächterei die ganze Zeit über unbekümmert zugesehen, ohne etwas zu sagen oder zu tun oder sich mehr zu rühren, als ein Stück Marmor, denn wenn er gewollt hätte, so hätte er, zu Pferde und eine Lanze in der Hand, wie er war, die Spanier hindern können, so dass sie keine zehn Indianer getötet hätten.

„Alsdann verliess ihn der Geistliche und wandte sich dahin und dorthin durch das Dickicht, um Spanier zu suchen und zu veranlassen, nicht mehr zu morden; denn sie streiften im Walde umher, um weitere Opfer zu suchen und verschonten weder Kinder und Säuglinge noch Weiber noch alte Leute. Ja, einige Spanier legten sich sogar auf dem Fusspfad, der an den nahen Fluss hinabführte, auf die Lauer und alle Indianer, welche durch Hieb- oder Stichwunden verletzt, noch fliehen konnten und sich in den Fluss stürzen wollten, um sich schwimmend zu retten, fielen diesen Spaniern in die Hände und wurden umgebracht.“ . . . . . .

. . . . „Die Wunden, welche viele von den Toten und sogar solche, die noch nicht völlig tot waren, aufwiesen, gewährten einen entsetzlichen und grauenhaften Anblick. Denn da der Teufel, der die Spanier anführte, ihnen in

dem Bachbette, wo sie am Morgen jenes Tages gefrühstückt hatten, die Schleifsteine zum Schärfen ihrer Degen geliefert hatte, so schlugen sie damit, wohin immer die Hiebe auf die nackten und zarten Leiber der Indianer fielen, mit einem einzigen Schwertstreich einen Menschen bis auf die Eingeweide durch".

Harmlose Anthropogeographen früherer Zeit hatten, ohne sich um das Detail der Vorgänge zu kümmern, aus der einfachen Tatsache, dass die westindischen Insulaner so rasch verschwanden, ein Naturgesetz abgeleitet, wonach besonders Inselbevölkerungen mit „niederer" Kultur dem Andrange „höherer" Kultur rasch erliegen sollten. Die Werke des Las Casas enthalten, wie schon der vorstehende Auszug dartut, ein überreichliches Material zum Beweise dafür, welcher Art „höherer" Kultur die Westindier erlegen sind.

[16]) Die ganze Geschichte und Bibliographie des Briefes von Toscanelli ist ausführlich geschildert in: Vignaud, Henry, La lettre et la carte de Toscanelli sur la route des Indes par l'ouest, Paris 1901, weshalb hier einfach auf dieses Werk verwiesen sei.

[17]) So sagt Las Casas z. B. von den Namen, die Columbus den Inseln und Küstenpunkten in der Umgebung des Golfs von Paria beilegte: „Schliesslich sind von all' den Namen, die er den Inseln und Vorgebirgen des Festlandes, das er für die „Gnaden-Insel" hielt, heute keine andern mehr im Gebrauch geblieben, als die „Dreieinigkeits-Insel", der „Drachenschlund", die „Zeugen", die „Perlen-Insel". (Finalmente, de todos los nombres que puso á islas y cabos de la tierra firme que tenia por isla de Gracia, no han quedado ni se platican hoy sino la isla de Trinidad, y la boca del Drago, y los Testigos, y la Margarita". (Las Casas, Historia de las Indias, II, S. 262).

[18]) „Die Spanier verliessen also dieses Dorf, um weiter zu marschieren und gelangten zu einem Dorf, das an der Nordküste lag und dessen Hütten auf Pfählen, über welche andere quer gelegt waren, im Wasser standen. Es hiess *Caraháte,* die vorletzte Silbe lang, und der Geistliche (d. h. Las Casas selbst) legte ihm den Namen „Casa-harta" (etwa als „Haus der Sättigung" zu übersetzen) bei, denn die Menge der Vorräte von Lebensmitteln von vielerlei Art, die dort vorhanden waren, war ganz erstaunlich: Brot, Wild, Fische und vor allem Papageien, so dass, wenn ich mich recht erinnere, die Spanier in etwa 14 Tagen, die sie dort zubrachten, über 10,000 Papageien verzehrten, die schönsten der Welt, so dass es gewissermassen schade war, sie zu töten". (Las Casas, Historia de las Indias, II, S. 30).

[19]) Die erste Nachricht über diesen Schildkrötenfang mit Jagdfischen stammt nicht von Las Casas, sondern von Petrus Martyr ab Angleria, der sie bereits ausführlich beschreibt und auch den indianischen Namen der Jagdfische, *guaican,* bereits überliefert. (Petrus Martyr ab Angleria, De rebus Oceanicis et Novo Orbe decades VIII. Dec. I i. 3). Aus Anglerius stammen daher auch die Angaben Conrad Gessner's, die z. T. wörtlich aus dem lateinischen Text des Anglerius übernommen sind.

Anglerius konnte nur nach den mündlichen Erzählungen der Entdecker berichten, Las Casas aber schildert diese Jagd zum ersten Mal als Augenzeuge.

[20]) „Es tanta la multitud del pescado que en él (d. h. im Golf von Xágua an der Südküste von Cuba) hay, mayormente de lizas, que tenian los indios

dentro del mismo puerto, en la misma mar, corrales hechos de cañas hincadas, dentro de los cuales estaban cercadas y atajadas 20, y 30 y 50,000 lizas, que una dellas no se podia salir, de donde con sus redes sacaban las que querian, y las otras dejábanlas de la manera que las tuvieran en una alberca ó estanque".

„Asi como decimos que tenian de lizas corrales, así tambien los tenian, entre aquellas isletas, de tortugas, quinientas y mil juntas, que ninguna salia ni se podia ir de los cercados hechos de seto de cañas". (Las Casas, Historia de las Indias, III S. 470 und 473.)

[21]) „Regábanse con el agua desto rio (d. h. des rio Camin), sacada por acequias, todas los labranzas de gran parte desta tierra, lo que no se hizo jamás (por su gran fertilidad) en toda esta Isla". (Las Casas, Historia de las Indias, V, S. 272.)

[22]) Las Casas, Historia de las Indias, III S. 85.

[23]) „Von diesem Baume (d. h. der *guácima*) allein gewannen die Indianer das Feuer. Sie nahmen davon zwei vollständig trockene Stäbe, den einen so dick wie zwei Finger und in diesem brachten sie mit den Fingernägeln oder einem Stein eine kleine Marke (mosquecita, wörtlich: „kleine Fliege") an und legten dann diesen Holzstab unter beide Füsse. Der andere Stab war dünner, etwa fingerdick. Nachdem sie die rundliche Spitze desselben auf die Marke aufgesetzt hatten, drehten sie ihn mit beiden Handflächen nach Art eines Bohrers und dies mit grosser Kraft. Durch diese Bewegung mit den Händen kam aus dem untern Stabe, je mehr das untere Holz durch das obere ausgehöhlt wurde, Holzmehl heraus, so fein wie Getreidemehl. Je tiefer das Loch wurde und je mehr Holzmehl sich bildete, desto schneller und kräftiger wurde mit den Händen gearbeitet und nun geriet das Holzmehl, das aus dem untern Stab herauskam, selbst in Brand, auf dieselbe Weise, wie der Zunder in Brand gerät, wenn man nach spanischer Sitte mit dem Stahl auf den Feuerstein schlägt." (Las Casas, Historia de las Indias, V, S. 324 und 325).

Wie man sieht, unterschied sich die Methode der Feuergewinnung der Haitíaner etwas von der anderer Naturvölker, trotzdem sie auf demselben Princip beruhte.

Die *Guásima* oder, wie der Baum speziell auf Cuba auch genannt wird, *Guásuma* ist heute noch auf den grossen Antillen sehr häufig und es werden davon sowohl in der Volkssprache, als in der wissenschaftlichen Botanik verschiedene Arten unterschieden (Guazuma polybotrya, G. tomentosa, G, ulmifolia etc.). Die gewöhnliche *Guásima*, die den alten Insulanern ihre Feuerreibhölzer lieferte, hat, wie Pichardo erzählt, heute auf Cuba eine andere Bedeutung, indem sie von Selbstmordskandidaten bevorzugt wird, um sich daran zu erhängen. (Pichardo, Estévan, Diccionario provincial casi-razonado de vozes Cubanas, Habana 1862, S. 129).

[24]) Eine ganze Anzahl von Ausdrücken, die längst in's Sprachgut der europäischen Kulturvölker übergegangen sind, gehen auf die alte Hauptsprache von Haití zurück. So z. B. das deutsche „Orkan" (franz. *„ouragan"*, engl. *„hurricane"*) auf das haitianische *„huracan"*. Unser „Mais" ist ein haitianisches Wort *(„mahiz")*. Der Name der kleinen indianischen Ruderboote *(canoa)* lebt im franz. *canot* und engl. *canoe* fort. Das französische *„hamac"* und das

englische *„hammock"* sind wenig veränderte Formen des haitianischen *hamaca* (Hängematte). Unser „Savanne" ist das haitianische *çabana*. Das englische *potatoe* (Kartoffel) geht zurück auf das haitianische *batata*, das fälschlich auf eine andere Hackfrucht übertragen worden ist, da die westindische *batata* die sogen. „süsse Kartoffel" ist. Unser „Tabak" ist das haitianische *„tabaco"*, womit allerdings nicht die Pflanze selbst, die *cohoba* hiess, sondern die in die Nasenlöcher eingesetzten, zum Einziehen des Rauches bestimmte Röhren bezeichnet wurden. Das in alle Kultursprachen zur Bezeichnung der Häuptlinge primitiver Völker und zur Ironisierung des Gebahrens europäischer Machthaber übergegangene „Cazike" ist das haitianische Wort *cacique* und war auf Haití der Titel der obersten Häuptlinge. — Noch grösser ist selbstverständlich die Zahl der ursprünglich haitianischen Worte, die sich im spanischen Sprachgebrauch nicht blos der Kolonien, sondern auch des Mutterlandes erhalten haben.

[25]) „Y porque la fuerza del oro está en todas las sierras, rios y arroyos que miran al Oriente, las cuales baña el sol en saliendo y todas las aguas se vierten al mismo sol, y lo mismo es en las minas viejas y nuevas que están desta ciudad de Santo Domingo ocho leguas; y de la otra parte de éstas sierras, aguas vertientes al Poniente, no se ha hallado algun oro, por manera, que parece que las influencias del sol tienen más eficacia en las tierras que están hácia donde nascen que las de adonde se ponen". (Las Casas, Hist. de las Indias, V. S. 281.)

[26]) Las Casas, Historia de las Indias, V. S. 280.

[27]) Las Casas, Historia de las Indias, V. S. 412. —.

Der bigotte Oviedo dagegen, der die westindischen Orkane ebenfalls behandelt, ist im Gegenteil der Ansicht, dass die „huracanes" aufgehört haben, seit in den Kirchen und Klöstern der Städte von Haití das allerheiligste Sacrament aufbewahrt wird. „Darüber kann sich Niemand verwundern, denn da der Teufel seine Herrschaft über diese Länder verloren und Gott sie für sich genommen hat, indem er erlaubte, dass sein heiliger Glaube und die christliche Religion hier dauernd gepflanzt werde, muss eine unvergleichliche Änderung in der Witterung und in diesen Stürmen und in allem übrigen eingetreten sein" etc. (Oviedo, Hist. gen. y nat. de las Indias, I, S. 169 der Madrider Ausgabe von 1851.)

[28]) Las Casas, Historia de las Indias, II, S. 58.

[29]) Las Casas, Historia de las Indias, V, S. 250.

[30]) Las Casas, Historia de las Indias, V, S. 362.

[31]) „Auf allen diesen vier Inseln gibt es weder heutzutage Krokodile, noch hat es deren früher gegeben, ausser auf Cuba und auch hier blos im Flusse Cauto an der Südküste; denn weder auf der Nordküste noch an andern Küsten gibt es Krokodile, ausgenommen die Festlandküste, wo sie, wie im Flusse von Cumaná und in den Flüssen küstenabwärts, zahlreich sind. In früheren Zeiten, es sind jetzt 50 Jahre her, erschien einmal eines dieser Tiere auf dieser Insel (hier ist Haití gemeint), wiederum auf der Südküste in der Nähe der Ortschaft Salvatierra de la Çavana, welche am Ende dieser Insel liegt. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob man es tötete". (Las Casas, Historia de las Indias III, S. 468.)

Man sieht aus diesem Beispiel, mit welcher Gründlichkeit Las Casas gelegentlich auch anscheinend nebensächliche und gleichgültige Dinge behandelt und wenn auch der Gang der historischen Darstellung durch die häufige Unterbrechung durch solche eingestreute naturgeschichtliche und ethnographische Notizen leidet und schwerfällig wird, so hat dagegen der Ethnograph, sowie der Tier- und Pflanzengeograph alle Ursache, ihm gerade für diese eingestreuten Notizen dankbar zu sein.

Leere Seite
Blank page
Page vide